DIE FACKEL

Nr. 781—786 ANFANG JUNI 1928 XXX. JAHR

Der Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt

Gesprochen in Paris am 9. Dezember 1927

Bevor ich in einem Pariser Saal aus meinem Kriegsdrama »Die letzten Tage der Menschheit« vorlese, fühle ich mich zu einer Klarstellung bemüßigt. Sittlich hinreichend begründet wäre die Vorlesung als solche schon in der Erkenntnis, daß die Menschheit, von der ja das Drama handelt und die sich dem Autor doch in jeder Hörerschaft vorstellt, den Krieg vergessen hat und lieber einen neuen haben möchte. Darum darf und muß man ihr vom Kriege sagen. Es ist aber leider auch unerläßlich, den sittlichen Beweggrund klarzustellen für das Auftreten vor einer ausländischen Hörerschaft mit eben dem Werke, worin das allgemein Menschliche vom Lokalen aus betrachtet und eine Vision des Untergangs geschöpft wird von den Beispielen des dem Autor nächsten nationalen und kulturellen Milieus. Wie wäre ihm auch eine andere Quelle erschlossen? Ich habe in dreißig Jahren keine Zeile geschrieben, in der nicht die allgemeinste Kulturkritik,

---

Während der ersten Pariser Vorlesung hatte eine deutschnationale Demonstration stattgefunden, indem ein Verwandter des Berliner Lokalanzeigers mit einem sonst andersgläubigen Literaten den Saal verließ. Wegen der Verse »Berliner Theater« und — namentlich — der Glosse, die »Unruh« heißt. Am Schluß des zweiten Abends, der mit dieser Rede eingeleitet wurde und hierauf die »Letzte Nacht« brachte, hat der Vertreter der Deutschen Botschaft, deren jene sich annehmen wollten, dem Vortragenden gedankt.

die Umfassung des zeitlichen Verfalls vom besondersten und erlebtesten Anlaß bezogen war. Ich habe freilich auch dreißig Jahre lang anzukämpfen gehabt gegen das stupide Unvermögen, diese Perspektive zu erkennen, gegen den bösen Widerwillen, ihr gerecht zu werden, gegen das elende Komplott zeitverdorbener, journalisierter Gehirne, die mir das Glück, totgeschwiegen zu sein, noch durch die Aussage und Ausrede stören möchten, die kleinen und lokal beschränkten Anläße seien eben das, was meinen Gedanken den Zutritt zur Welt unmöglich mache. Welch raffiniertes Selbstberuhigungsmittel der ungezählten Dummköpfe und Spitzbuben, an deren Beispielen ich das große Thema, das größte aller Themen: den Naturverrat dieser entleerten Zeit dargestellt habe! Sie möchten sich durch den bescheidenen Hinweis auf die eigene Winzigkeit darüber hinwegbetrügen, daß sie durch mich totsicher auf die Nachwelt gelangen werden; aber es nützt ihnen nichts, sich noch so klein zu machen, wenn ich doch jeden von ihnen zum ganzen Übel vergrößere. Der zeitferne Leser wird es verstehen, daß sie Symbolwert hatten, und der ortsferne spürt es, und fehlten ihm auch alle Voraussetzungen. Nur Leute, deren Sprachgenosse zu sein ich das Unglück habe — ein Unglück, weil ich die deutsche Sprache für die tiefste halte und ihre heutigen Sprecher für die seichtesten —, nur diese werden auch in der Fremde mir mit dem Einwand hinderlich sein, ich wäre mit meinen kulturellen Abneigungen auf das lokalste Verständnis angewiesen. Dazu glauben sie noch die Chance zu haben, sich des hoffnungslosesten Argumentes bedienen zu können, das die Idioten sämtlicher Vaterländer immer gegen den bereit hatten, der den Mut bewährt hat, seinen Landsleuten die Wahrheit zu sagen. Des Argumentes: daß man diese Wahrheit vor Fremden nicht wiederholen dürfe. Aber wenn es Mut war, sie zu sagen,

und vielleicht der wahre Mut im Kriege, sie im Kriege zu sagen, warum sollte es nicht sittlich sein, sie immerdar und allerorten zu sagen, vorausgesetzt natürlich, daß sie den Wert allgemein menschlicher Nutzanwendung hätte und den besondern Fall nur als den unmittelbar geschauten hervortreten ließe. Warum sollte ich die Tragik der von der Vorstellungsarmut in den Tod gepeitschten Menschheit — und dies ist das Problem des Dramas — warum sollte ich es nicht dieser Menschheit im weiteren Umfange vorstellen, wenngleich das Erlebnis nur vom Zustand der Volksgenossen abgeschöpft war? Ich behaupte, daß im Krieg jeder geistige Mensch ein Hochverräter an der Menschheit war, der nicht gegen sein eigenes kriegführendes Vaterland aufgestanden ist — mit allen Mitteln, die ihm seine geistige Natur gewährt hat. Ich behaupte, daß das Schauspiel ausgedienter Kriegslyriker und Speichellecker der eigenen Kriegsgewalt, die da nach Friedensschluß ins Feindesland kommen, um die schmierige Hand den Völkern entgegenzustrecken, die Hand, die mit Tinte das Blut gemehrt hat — ich behaupte, daß diese Wendung der Völkerverbrüderer noch weit schandvoller ist als ihre Wirksamkeit im Krieg, die sie verleugnen möchten. Als ich zum erstenmal hier aus meinem Kriegswerk vorlas — worin freilich die mir nächstliegenden Beispiele als die abschreckenden vorgeführt sind, um die allgemeinste Schmach zu treffen und gültig zu formen —, wer würde sagen wollen, daß mich da die Absicht geleitet hat, mich der andern Nation anzubiedern, der ich doch auch die direkte Wahrheit über das Schrecknis nicht vorenthalten habe jener »Reklamefahrten zur Hölle«, worin der Heldentod zum Ausbeutungsobjekt der Fremdenindustrie erniedrigt wird. Nein, ich hatte anderes im Sinn, aber ich wollte auch meine wahre Berechtigung dartun, im Ausland aufzutreten, frei von dem Verdacht, der heute mit Recht in jedem

pazifistischen Gast einen ehemaligen Kriegsdichter wittert. Wäre ich, geartet wie ich bin, im fremden Sprachgebiet geboren, so wären die »Letzten Tage der Menschheit« vielleicht als eine solche Darstellung entstanden, die von den falschen Kurstrichtern als ein ausschließlicher Angriff auf den französischen Militarismus mißverstanden worden wäre, wie sie heute als Dokument des Hasses gegen die sogenannten Zentralmächte verschrien sind. Soll man dem nationalen Kretinismus ernsthaft auch noch über Prozesse der geistigen Natur Rechenschaft ablegen? Wenn er es hören will, so empfange er das Bekenntnis, daß ich kein Vaterland habe außer meinem Schreibtisch, den ich aus irgendwelchen Gründen privater Art nicht in eine Gegend übersiedeln kann, deren Lebensform meinen Nerven tatsächlich genehmer ist und die mir vor allem den wünschenswertesten aller Vorteile bietet: daß ich da immerhin sicherer wäre, wenigstens die Sprache, in der ich denke und der ich darum als einer Herrin diene, nicht prostituiert zu sehen, nicht stündlich in Lettern und Lauten geschändet zu empfangen. Nun, man möge zur Kenntnis nehmen, daß ich wirklich das bin, was sie mit der dümmsten, niedrigsten, ungesehensten Metapher zu bezeichnen lieben: Der Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt. Ich frage den Menschen, der die Tierwelt durch den Vergleich mit sich beschimpft, der es wagt, seine schäbige Denkart in die Sphäre freier Gottesgeschöpfe einzuschmuggeln, und der seine Eitelkeit im wahrsten Sinne des Wortes mit fremden Federn schmückt — ich frage ihn, ob er denn wirklich glaubt, daß ein Vogel es vorziehen wird, das fremde Nest zu beschmutzen, weil der Mensch ihm das zutraut und weil er seinerseits solche Gemeinheit für praktisch hält. Der Mensch, der die Redensart ersonnen hat, in der seine ganze Selbstsucht mit so naiver Schamlosigkeit zum Ausdruck kommt, ist da offenbar in eine falsche

Redensart hineingetreten, in die vom Kuckuck, der seine Eier in fremde Nester legt, und hat diesen Akt des Egoismus in der ihm nächsten Richtung des Schmutzes ausgebaut und vertieft. Doch die Seichtigkeit des Anwurfs, der dieser Redensart zugrundeliegt, ist gar nicht auszuschöpfen. Um Schmutz handelt es sich allerdings. Aber weil der Vogel, der sein Nest schmutzig findet, der Vogel, den sein eigenes Nest beschmutzt, es reinigen möchte, weil er Lust und Mut hat zu dieser Arbeit, so sagen die anderen Vögel, die sich im Schmutze wohl fühlen, er »beschmutze« das Nest. Der Zusammenstoß zwischen einer Wirklichkeit und einer Metapher ist immer eine Katastrophe: der Zustand der Schmutzigkeit und dessen Darstellung, die ein Beschmutzen genannt wird von jenen, die den Schmutz zwar haben, aber verbergen wollen. Nun, ich habe mein ganzes Leben hindurch nichts anderes als dieses Beschmutzen getrieben und mir dafür den Haß der Schmutzigen bis zu einem Grade zugezogen, der in der Geschichte des Geisteslebens ohne Beispiel sein dürfte. Dieser Haß, der das Machtmittel der Presse durch dessen Ausschaltung betätigt, durch die Exekutive des Totschweigens — dieser Haß ist noch gewachsen durch das vernichtende Gefühl der vollkommenen Wehrlosigkeit, in der sich die Mächtigen mir gegenüber befinden, die Mächtigen dieser Erde, die Preßtyrannen, vor denen die Ohnmachthaber der Staaten und Kunstwelten im Staube liegen, und die bei mir keinen Respekt durchzusetzen vermögen. Der vernichtenden Wehrlosigkeit, da sie erkennen, daß mich der Verzicht auf ihre Gunst und Gnade nicht geschwächt hat, sondern gestärkt, und daß mein Pfeifen auf diese Gunst schon ein Pfiff ist, der mit Vehemenz ihr Totschweigen durchdringt und es ihnen selbst unheimlich macht. Daß nun mit solchem Ausdruck völliger Wurstigkeit gegen jedweden äußeren Erfolg es etwa das Trampeln abgehender Hörer aufnehmen

könnte, wie es neulich hier erlebt wurde, ist natürlich eine Wahnidee. Solche Reaktion der Minderwertigkeit könnte doch nur als Verletzung der Gastfreundschaft im engsten und im weiteren Sinne in Betracht kommen; es ist Sache der Hörwilligen, sich gegen die gewalttätige Störung ihres Rechtes zu schützen, und es wird erforderlichen Falles an ihnen sein, den Triumph des freiwilligen Abganges rechtzeitig in die Niederlage des unfreiwilligen zu verwandeln. Unbeschadet aller Befugnisse des Hörers, seinem Beifall oder seinem Mißfallen in einer der üblichen Formen Ausdruck zu geben, bin ich als Sprecher natürlich keineswegs gesonnen, zu dulden, daß sich individuelle Teile von der Hörerschaft loslösen und sich gebärden, als ob für sie oder gegen sie gesprochen wäre. Ich spreche nur zu allen, die ich mir, um überhaupt sprechen zu können, vorstellen muß als solche, die mich entweder schon verstehen oder mich verstehen lernen wollen. Ich habe keine Geschäfte im Sinn und keine Machtstütze als die meines Wortes. Wer es nicht versteht, mag es nicht verstehen, wer es verschmäht, mag es verschmähen; nur hüte er sich, anderen, die es annehmen und verstehen wollen, das Geräusch der eigenen Persönlichkeit aufzudrängen, die in diesem Saal nicht das Wort hat, solange ich es habe. Wenn es niemand hören wollte, so erlebte ich weiß Gott keine größere Enttäuschung als die, deren Gefühl doch der Inhalt meines ganzen Wirkens ist. Man sieht, es ist wieder einer der zahllosen winzigen Anlässe, um zu menschheitlich Gültigem, Prinzipiellem zu gelangen, und es hängt mit dem Problem dieser Darbietungen vor dem Ausland zusammen. Soweit dieses Problem eine Taktfrage ist, wird es von Tramplern schwer zu einer befriedigenden Lösung gebracht werden und die Art, wie an deutschem Wesen die Welt genesen soll, wird, glaube ich, schon eine andere sein müssen. Als neulich hier

der Name des fragwürdigen Repräsentanten deutscher Kultur fiel, gegen den im Auslande zu wirken einer wohlverstandenen Mission für die deutsche Kultur gemäß ist, entstand pünklich etwas Unruh. Da ein Zitat gebracht wurde, wo er selbst den Eindruck vom Milieu der deutschen Botschaft beschreibt und übertreibt, so sagte ich freilich, es fehle der Welt für das, was da hörbar wird, der Glaube. Aber sollte sie ihn gewinnen, wenn es sich in Trampeln und Türenzuschlagen manifestiert? Ob nun kleine deutschnationale oder gar libertinische Literaten sich hier als Schützer der deutschen Sache aufspielen — ich glaube ihr mit jedem Wahrwort besser zu dienen und meine Kulturkritik weist es von sich, mit diesem widerlichen Aufgehebe von nationalen Ehrenpunkten, mögen sie nun die deutsche oder welche Botschaft immer betreffen, irgendetwas zu tun zu haben. Ein sonderbarer Zufall wollte es, daß ich wenige Minuten vor der Belästigung im Zimmer da hinten ein Telegramm aus Deutschland empfangen habe, das den Wortlaut hat:

Herzliches Gedenken heutiger Vorlesung als wirklicher Repräsentation deutschen Geistes.

Ja, ich neige mit dem Absender dem Wahne zu, daß ein freies, von keiner Macht nationalen Irrsinns beeinflußbares Wirken gegen die Übel im eigenen Lebenskreise den wahren Dienst an dessen Kultur bedeutet, die wahre Huldigung für deren hohe und so tief kompromitierte Schätze. Ich glaube, daß der Autor, der kürzlich hier den während des Krieges geschriebenen Satz gesprochen hat — in der Satire auf die österreichischen Kriegsschulaufsätze wie »Die Hauptgestalten in Goethes Egmont oder der verschärfte U-Bootkrieg« —, den Satz: »wir Deutsche möchten schließlich doch der Welt mit dem Egmont noch mehr imponieren als mit dem verschärften U-Bootkrieg« — ich glaube, daß dieser Autor frei von

dem Verdacht wirken kann, er sei ein Verkleinerer deutschen Wertes in der schmählichen Absicht, sich der fremden Macht anzubiedern. Und ich glaube nicht, daß Schopenhauer auf ausländischem Terrain ein Jota von seiner Kritik der landsmännischen Verhunzer und Besudler seiner edlen Sprache verleugnet oder unterdrückt hätte. Um aber meiner Berufung zum Angriff gegen die heimischen Übel jedes Mißverständnis fernzuhalten, und zur Ehre der heimischen Sache, möchte ich darauf hinweisen, daß selbst deren extremste Schützer noch lichte Momente haben, in denen sie der Erkenntnis zugänglich sind, daß auch der Angreifer ihr auf seine Weise dient. Unmöglich hätte sonst in der repräsentierenden Zeitung der deutschnationalen Politik vor einigen Monaten die folgende Kritik meines Kriegswerkes erscheinen können unter dem Titel »Der Triumph des Thersites«. Der bin aber nicht ich, von dem es doch heißt:

> Wir trennen ein Buch, dessen literarischer Unwert sich mit Niedrigkeit der Gesinnung paart, von Werken, die genialer Gestaltungskraft, der reinsten Absicht und der tiefsten Einsicht den Ursprung verdanken, wie jene »Letzten Tage der Menschheit« des einzigen Karl Kraus, der berufen war, einem Staate den Fluch und Hohn nachzurufen, dem er durch Jahrzehnte ins Angesicht getrotzt hatte . . . .

Ich bedürfte eines solchen Zitats aus dem Blatte des Herrn Stresemann nicht zu meiner Rechtfertigung, aber es diene zur Zurückweisung des frechen Anspruchs, mir in Sachen des Geistes Beschränkungen diktieren zu wollen, die dem Maße der Beschränktheit entsprechen. Daß hier ein beliebiger deutscher Literat, der sich vielleicht durch Trampeln besser als durch die Sprache vernehmbar macht, es wagen wollte, die deutsche Sache, die deutsche Botschaft gegen mich zu vertreten, daraus könnte mir doch keine Einschüchterung erwachsen, sondern höchstens eine Satire. Ein für allemal: ich habe mein ganzes Leben lang nichts anderes geschrieben als Dinge, durch die ein ideales Ziel im Menschlichen aus der

Unvollkommenheit des Vaterländischen gefördert wird. Wer mich der Niedrigkeit für fähig hält, daß ich um des stofflichen Ausgangspunktes willen, eben zu dessen Erniedrigung, das Gehör des Auslands suche, macht sich solcher Gesinnung selbst verdächtig und ist ein Vogel, der zu dem Vorteil, sein Nest verlassen zu haben, auch noch das Geschäft machen möchte, reiner Herkunft zu sein. Mein ganzes Werk und insbesondere mein Kriegswerk besteht aus nichts anderem als aus dem, was der Menschheit ist, ihrer Ehre und ihres Geistes, in der Sprache und in der Materie des deutschen und österreichischen Erlebnisses. Daß ich mit dieser Sprache und mit dem Mut, sie zu sprechen, ein deutscher Schriftsteller war, das zu verleugnen wird mir nicht gelingen; das hoffe ich von einem ferneren Forum anerkannt zu erhalten.

Wer glaubt ihm?

Ich treib' aus jeder Stadt hinaus den Schuft

In meinem vierten Berliner Vortrag, dem von Offenbachs »Pariser Leben«, habe ich der Zeitstrophe im Strudel-Couplet des Gondremark, die mit den Worten endet:

Sie überließen ihm es ganz und gar allein,
Wien von dem Schufte zu befrein!

und die, wie alle Zusatzstrophen, ein fast noch lauteres Echo fand als in der Stadt, der sie gegolten hat, die folgende hinzugefügt:

Wer etwas kann, wird oft verrissen,
Der Dilettant hat öfters Glück.
Die nicht einmal wo Gott wohnt wissen,
Die machen meistens die Kritik.
Ich garantier', wenn ich hier lebte,
Ich macht' ein Ende diesem Hohn,
Kein Bühnenblut Berlins mehr bebte
In Angst vor Weißmanns Schwiegersohn.
Ecco — egal, ob zwanzigmal gestuft
Oder geballt, ich mach' bald rein die Luft,
Wenn ihr nur wollt und nach Berlin mich ruft:
Ich treib' aus jeder Stadt hinaus den Schuft!

Chor

Ecco — egal, ob zwanzigmal gestuft
Oder geballt, er macht bald rein die Luft,
Wenn ihr nur wollt und nach Berlin, Berlin ihn ruft:
Er treibt aus jeder Stadt hinaus den Schuft!

Die Wirkung, schon nach der Zeile

In Angst vor Weißmanns Schwiegersohn

war beispiellos. So wesentlich das »ecco« war, das Echo verschlang es und der Chor im Saal mischte sich schon hier ein. Es war klar, daß eine Naturnotwendigkeit ihren Ausdruck gefunden hatte. Was

sich danach abspielte, nach der Wiederholung und wieder nach den ersten Worten Gardefeus »Er ist im Zuge — den Moment muß man benützen« läßt sich nicht beschreiben. In der erregten Stimmung ging gleichwohl kein Hauch der folgenden Kostbarkeit des Metella-Briefs unter, und nach der den Akt abschließenden Tirolienne, in der gleichfalls zwei Strophen dem Liebling Berlins gewidmet waren, hielt ich es für angebracht, den folgenden Kommentar zu sprechen, dessen Eindruck unfehlbar eine musikalische Fortsetzung des Abends unmöglich gemacht hätte, wenn es nicht der grandiose Rausch-Akt gewesen wäre, vor dem, ~~wenigstens auf meinem Podium~~, in Wort oder Ton nichts ähnliches ~~oder~~ anders geartetes bestehen kann.

Ich habe Weißmanns Schwiegersohn einen Schuft genannt. Weiß man's noch nicht, wen ich damit gemeint habe, so erkläre ich ausdrücklich, daß ich Herrn Alfred Kerr gemeint habe, dessen Fall nun aus einem chronischen ein akuter geworden ist. Ich nenne ihn einen Schuft und ich bin bereit, die Beweise dafür, daß er es ist, vor jedem gerichtlichen Forum, Wiens oder Berlins, zu erbringen. Diese Beweise umfassen zunächst vier Punkte. Er hat in selbstverfaßten Schriftsätzen an das Amtsgericht Charlottenburg, vor dem ich ihn angeklagt hatte, mich an der Hand von Zitaten aus der Fackel und den »Letzten Tagen der Menschheit« des Vaterlandsverrats beschuldigt und sich selbst als deutschnationalen Patrioten dargestellt. Er hat mich weiter wider besseres Wissen beschuldigt, durch mein Gedicht »Apokalypse« ein Plagiat an der Offenbarung Johannis begangen zu haben und dergleichen mehr. Meine Klage war gegen den von ihm erhobenen Vorwurf der »Verleumdung« gerichtet, die darin bestanden haben soll, daß ich ihm gelegentlich der Kontrastierung seiner Tätigkeit als Kriegslyriker für Scherl und seiner pazifistischen Haltung nach dem Krieg unter vielen schändlichen Gedichten, die unter dem nom de guerre »Gottlieb« erschienen waren,

eines irrtümlich zugeschrieben hatte. Ich war genötigt, die Klage gegen ihn — zugleich mit der Zurückziehung seiner Widerklage gegen mich — fallen zu lassen, weil er es mir durch beständiges Einbringen von neuen Schriftsätzen an dem Tage vor jedem immer wieder angesetzten Termin unmöglich gemacht hatte, sie durchzuführen. Aber ich habe seine Schriftsätze erbeutet, die ich ohne diese rein juristische Erledigung der Sache nicht hätte veröffentlichen können und aus denen ich seine Schufterei beweisen will. Ich beschuldige ihn ferner, daß er, nicht als deutschnationaler Patriot, aber als Weißmanns Schwiegersohn einer Familienranküne die kritische Exekutive besorgt hat, und schließlich, daß er eine schwere Anschuldigung des sterbenden Harden, die sich auf sein Engagement beim Berliner Tageblatt bezog, bis heute unwidersprochen ließ. Ich glaube, daß es mit kleinen Gemeinheiten im Feuilleton diesmal nicht abgetan sein wird. Ich stehe ihm als Angeklagter zur Verfügung und verspreche ihm, daß ich die Führung des Beweises, daß er ein Schuft sei, nicht durch Schriftsätze verzögern werde.

*

Das Ereignis dieses Abends fand am 30. März, in der ersten Vorlesung aus eigenen Schriften, seine Fortsetzung in einer Rede, die frisch erlebte Kerr- und Piscatoreindrücke zusammenfassend, in der vorhergehenden Nacht entstanden war, und in einem Echo, dem in dem folgenden Abdruck durch die Aufnahme der bekanntesten Wirkungsklischees, wenngleich beiweitem nicht an allen Stellen, entsprochen wird, weil in diesem Fall die Anschauung des Einsseins von Redner und Hörern von besonderer Wichtigkeit ist.

Die faden Fehden

Zunächst sind es zwei Zuschriften, die mich zu einer Erläuterung des letzthin Gesprochenen zwingen. Die veranstaltende und administrativ vortrefflich funktionierende Konzertdirektion schreibt:

Sehr verehrter Herr Kraus!

Sie wissen, wie sehr wir Sie als Künstler schätzen, und daß wir aus dieser Hochschätzung heraus mit Freuden den Vertrag mit Ihnen geschlossen haben, dem wir in allen — teilweise sehr schwer zu erfüllenden — Punkten prompt nachgekommen sind.

Einer dieser Punkte war die von mir gestellte Bedingung, daß die Presse nicht einzuladen sei. *[Heiterkeit]*

Nun müssen wir Sie aber auch bitten, uns die Situation nicht zu erschweren. Sie gaben gestern im Rahmen eines Offenbach-Abends eine außerhalb des Programms stehende Erklärung persönlicher Art ab, die uns als Veranstaltern Ihrer Vorträge der Öffentlichkeit gegenüber besonders peinlich ist. Das werden Sie gewiß einsehen.

Ich sehe es ein.

Wir sind nun einmal auf gute Beziehungen zur Presse angewiesen und es kann für unsere Firma die schwersten Folgen haben, wenn in einem von uns veranstalteten Vortrag ein so scharfer Angriff gegen eine prominente Stelle der Presse erfolgt.

Das sehe ich nicht ein.

Wir bitten Sie demnach sehr, den Rahmen der künstlerischen Abwicklung Ihrer Programme bei den nächsten Abenden nicht wiederum zu sprengen und Erklärungen, die außerhalb des Programms liegen, zu vermeiden.

Danach will ich handeln. Es scheinen im Grunde doch rein ästhetische Rücksichten zu sein, die der Konzertdirektion den Wunsch eingegeben haben, den Rahmen meines Programms nicht gesprengt zu sehen. Was ich sprengen will, ist tatsächlich nicht der Rahmen meines Programms, sondern etwas ganz anderes. In einer Berliner Zeitung habe ich den Titel gefunden: Musik und Strafvollzug, und schon geglaubt, es beziehe sich darauf, daß ich im Rahmen eines Offenbach-Vortrages einen scharfen Angriff gegen eine prominente Stelle der Presse vollführt habe. Wiewohl nun kein Wort, das ich zu sagen für gut befinde, außerhalb irgendeines Rahmens gesprochen sein kann, auch nicht des Rahmens der Offenbach-Welt, so bin ich doch ent-

schlossen, der Konzertdirektion entgegenzukommen und meine Erklärungen persönlicher Art innerhalb des Programms der eigenen Schriften abzugeben. *[Lebhafte Heiterkeit]* Ich kann das umso leichter tun, als ja der ganze Inhalt meines Programms und aller meiner Programme aus nichts anderem besteht als aus dem Kampf gegen die Presse und deren prominente Stellen, was vielleicht der Konzertdirektion bisher nicht bekannt war. Die Zuschrift der Firma, in der sich die Furcht vor der Rache der prominenten Stellen ausdrückt, nehme ich als einen dankenswerten Beleg für die Notwendigkeit jenes Kampfes zur Kenntnis, und ich fühle mich innerhalb einer gesellschaftlichen Ordnung, in der dieser Kampf noch nicht zur Entscheidung gelangt ist, moralisch verpflichtet, den tieferen Sinn der Bitte zu unterstreichen und zu unterstützen. Die Konzertdirektion kann natürlich nicht im Ernst glauben, irgendeinen Einfluß auf meine geistigen Entschließungen, auf ein Wort innerhalb oder außerhalb meines Programms nehmen zu können, und richtet in Wahrheit den Brief nicht an mich, sondern an die prominenten Stellen der Presse, an die ich ihn gern weiterleite und vor denen ich zum Schutze der Konzertdirektion bereit bin, eidlich zu erhärten, daß sie an der Gestaltung oder Durchbrechung meiner Programme vollkommen unschuldig ist. Ich weiß, daß wie Wallensteins Kammerdiener ein jeder Faktor der heutigen Betriebs- und Kunstwelt das gewisse kleine Gut im Kärntnerland hat »und sorgt, sie nehmen's ihm, weil er bei mir ist«. Ich erkläre also, daß die Konzertdirektion, die sich eben nie mit mir hätte einlassen sollen und es wahrscheinlich nie wieder tun wird *[Heiterkeit]*, von meinem Beginnen ebenso überrascht und überrumpelt war wie jeder andere meiner Zuhörer.

Einer dieser, ein Verehrer des Herrn Kerr, schreibt mir nun, mit Angabe der Telephon-

nummer, von der ich aber keinen Gebrauch gemacht habe:

Sehr geehrter Herr Kraus!

Man kann ein Verehrer Alfred Kerrs sein — und trotzdem Ihre Arbeit achten. Ich bin solch merkwürdiges Individuum. *[Stürmische Heiterkeit]* Ich bitte Sie daher, an Ihrem nächsten Abend die gegen Kerr gestern erhobenen Vorwürfe zu beweisen und zweitens sich darüber zu äußern, warum Sie die Klage gegen Kerr zurückgezogen haben. (Sie wollen doch selbst verklagt werden.)

Daß hierin kein Widerspruch gelegen ist und daß ich trotz voraussichtlicher Verurteilung in Berlin lieber geklagt sein als klagen will, glaube ich letzthin schon auffassungsfähigeren Hörern gesagt zu haben. Auch die Gründe angedeutet zu haben, warum ich die Klage gegen Herrn Kerr — zugleich mit der Zurückziehung seiner Klage gegen mich — zurückgezogen habe. Was den anderen Wunsch des Briefschreibers betrifft, so kann er nicht so leicht erfüllt werden wie der der Konzertdirektion. Beweise habe ich vor Gericht zu führen. Da ich aber vermutlich noch weitere dreißig Jahre die Fackel herausgeben werde, ehe mir diese Gelegenheit von Herrn Kerr gewährt werden wird *[Zustimmung]*, so werde ich natürlich die Beweise schon in der Fackel führen, in deren Forum ich doch eben den ganzen Fall retten wollte, als ich ihn der Judikatur entzog. Nur muß ich die Ungeduld der Verehrerschaft des Herrn Kerr auf das übernächste Heft der Fackel vertrösten. Bis dahin ist beiweitem keine so lange Frist als jene, auf die mich Herr Kerr bis zur endlichen Austragung meiner Klagesache anweisen wollte. Im nächsten Heft der Fackel bin ich hauptsächlich mit einer andern Persönlichkeit beschäftigt, die zu beleidigen mir nicht gelingen will, gleichfalls einer prominenten Stelle der Presse, einem Originalmitarbeiter des Neuen Wiener Journals, nämlich dem Polizeipräsidenten von Wien *[Stürmische Heiterkeit]*. Was nun die Beweise betrifft, die ich wegen ihres ungeheuren

Umfangs beim besten Willen nicht im mündlichen Vortrag abwickeln könnte — sie würden dessen Rahmen sprengen —, so erkläre ich schon jetzt, daß sie fast ausschließlich von Herrn Kerr selbst bereitgestellt sein werden, wenngleich nicht in seiner Eigenschaft als Schwiegersohn, sondern mehr als deutschnationaler Patriot. Sie sind in diesen eigenhändig verfaßten Schriftsätzen des Herrn Kerr enthalten *(vorweisend)*, in Manuskripten, für die der Verlag Rowohlt viel Honorar zahlen würde und die ich völlig kostenlos erworben habe. Da der Autor ohne Zweifel Abschriften besitzt, so würde ich ihm raten, Prävenire zu spielen und es zu riskieren, diese Schriftsätze selbst zu veröffentlichen. Ich glaube aber nicht, daß er es tun wird. Der Besitz dieser Werke ist der Erfolg meines erledigten Prozesses, in welchem ich Kläger war. Um dieser Beute willen hätte ich hundert Prozesse angestrengt und hundert zurückgezogen. Daß Herr Kerr es nicht wagen wird, diese Beute, die ich ihm hiemit ausdrücklich anbiete, als sein geistiges Gut zu reklamieren und der geistigen Welt Deutschlands zu präsentieren, davon bin ich überzeugt. Er hat bloß die kleine Notiz gewagt, die er gestern unter der dürftigen Spitzmarke »Glossenzettel« in seine schon bekannte Rubrik »Die faden Fehden« eingereiht hat. Dieser bescheidene Titel, der von dem geringen Maß polemischen Selbstvertrauens des Herrn Kerr Zeugnis gibt, wird, was den Partner der Fehde betrifft, kaum zu halten sein. Denn ich will schon dafür sorgen, daß die reichsdeutschen Leser, ja selbst die Verehrer des Herrn Kerr auf die Kosten der Unterhaltung kommen! Herr Kerr, dessen Polemiken seit Jahrzehnten anerkanntermaßen an Kraft gewinnen, wenn sie wortwörtlich von mir übernommen werden *[Großer Beifall]*, schreibt (Berliner Tageblatt, Abendausgabe 29. März):

Die faden Fehden.

Ein Wiener Literat (ich nenne den Namen nicht: um ihn zu ärgern) hat in einer »Vorlesung« unsaubere Beschimpfungen wider mich versucht. (Wer glaubt ihm?) *[Stürmische Unterbrechung. Das Auditorium ruft: Alle!]*

Dies die Tatbestandsaufnahme, die Herr Kerr sichtlich nicht für eine Klage wegen Ehrenbeleidigung zu verwenden beabsichtigt. Ich nenne den Namen des Herrn Kerr, ich nannte ihn stets und ich habe den Träger dieses Namens einen Schuft genannt. Die Absicht, ihn zu ärgern, hat mich nicht geleitet, sondern die Absicht, die Theatermenschheit von ihm zu befreien. Wer mir glaubt? Ein Saal, der es durch dröhnenden Beifall bezeugt hat. *[Stürmische Zustimmung.]* Und hundert Säle würden mir glauben. Aber das wäre vielleicht nur eine Podiumwirkung, wie ich sie vor Asthmatikern voraushabe. Ich glaube indes, daß mir die geistigen und reinen Leser, die es in Deutschland gibt, glauben werden, wenn sie lesen, was zu schreiben, nein, was abzudrucken ich versprochen habe. Herr Kerr wird vor mir satirisch und setzt die Vorlesung, die ich gehalten habe, in Gänsefüßchen. Aber diese Füßchen eines Gänserichs hinken *[Lebhafte Heiterkeit]*, dieses Verziehen eines schlecht gespitzten Mundes ist eine Unwahrhaftigkeit und er weiß, daß er sein Lebtag noch keinen Vortrag erlebt, geschweige denn gehalten hat, der an den von »Pariser Leben« hinanreichen könnte. *[Stürmische Zustimmung.]* Wenn dem Herrn Kerr, den als meinen polemischen Partner sich vorzustellen schon etliche Phantasie erfordert — wenn ihm der Atem ausgeht und ihn selbst der Mangel an Witz, der ihn sonst auszeichnet, im Stiche läßt *[Heiterkeit]*, wenn er in die Situation gerät, die im Theaterjargon »bibbern« heißt, so wird er leger, unbefangen und tut so, als ob ihn die geringfügige Sache gar nicht alterierte. Er schreibt:

Man soll den faden Fehden einen heiteren Zug abgewinnen. Der Herr war von mir öffentlich ein Verleumder genannt worde Er erhob Klage. Doch obschon er die Möglichkeit hatte, sie durchzuführen, stand er hochherzig davon ab.

Nein, ganz so schlicht und geradezu verhält sich die Angelegenheit nicht *[Lebhafte Heiterkeit]* und ich muß den Hörer bitten, zu warten, bis er ein Le er wird, um das ganze Ausmaß dieser Verlogenheit ermessen und entscheiden zu können, ob Herr Kerr mir wirklich die Möglichkeit gelassen hat, die Klage durchzuführen. Die Hochherzigkeit seines eigenen Anwaltes, der den Antrag stellte, Klage und Widerklage gegen einander zu kompensieren, sollte er doch mir nicht nachrühmen! Warum hatte ich geklagt? Worum ging es in diesem Prozeß? Empfand ich es wirklich als Ehrenmakel, daß Herr Kerr mich einen Verleumder genannt hatte? Nein: ich wollte vor der dupierten Öffentlichkeit, der er sich als Pazifisten nach dem Umsturz empfahl, die Tätigkeit des Herrn Kerr während des Kriegs zur Anschauung bringen, und daß er so und auch anders könne. Es sei wie es wolle — *[Stürmische Heiterkeit und Applaus]* es war doch so schön. Warum hatte er mich Verleumder genannt? Neben zahllosen blutrünstigen Gedichten, die er in der Scherl'schen Kriegslivree unter dem nom de guerre »Gottlieb« veröffentlicht hatte, habe ich ihm eines, das nicht gräßlicher war als die andern, mit Unrecht zugeschrieben. Das war eine Angelegenheit der tatsächlichen Berichtigung. Herr Kerr zog es vor, von Verleumdung zu sprechen. Warum habe ich meine Klage zurückgezogen? Ich habe meine Klage gegen den Herrn Kerr, wie ich schon neulich selbst enthüllt habe, zurückgezogen — wie Herr Kerr die seine gegen mich, was er zu enthüllen unterläßt —, weil (und das wird gründlich erörtert werden) der Beklagte prompt am Vortag vor jedem, immer wieder durch anderthalb Jahre neu angesetzten Termin einen neuen Schrift-

satz überreicht hat, der, strotzend von doloser Fälschung, Verleumdung, Denunziation meines Vaterlandsverrats, doch beantwortet werden mußte, um den ungünstigen Eindruck auf die Richter, den Herr Kerr präparierte, entgegenzuwirken. Ich ging schließlich auf das Anerbieten des Herrn Dr. Wolfgang Heine ein, weil der Prozeß nie zu Ende gegangen wäre und ich die schönen Schriftsätze des Herrn Kerr, von ihm selbst verfaßt, nie freibekommen hätte. Dazu kamen außerordentliche Schwierigkeiten der deutschen Prozeßführung, die dem entfernten und ungemäß vertretenen Ausländer erwuchsen, da nämlich Herr Kerr sich auf die Bestimmung zurückzog, wonach er für einen Schimpf, der als »sofortige Erwiderung« aufzufassen sei, Straflosigkeit erwirken konnte, und diese Taktik noch durch eine Widerklage kompliziert wurde, die er gegen mich angestrengt hatte. Die Erkenntnis, die ich aus den unvergleichlichen Schriftsätzen des Herrn Kerr wie aus anderen Fakten geschöpft und kürzlich hier formuliert habe, bietet nun die mir weit erwünschtere Gelegenheit, mich zum Angeklagten vor einem Berliner Gericht zu machen, und ich wiederhole mein Versprechen, daß ich den Termin durch keinen Schriftsatz hinausziehen würde. Ich gehe aber noch weiter, indem ich sage, daß falls Herrn Kerr etwa meine Absicht der beleidigenden Herausforderung und das formale Moment zu statten käme, ich mir aus einer Verurteilung nicht das geringste machen werde, wenn mir nur vor der größten Öffentlichkeit, vor derselben, die vor dieser prominenten Stelle bis heute zittert, Gelegenheit gewährt ist, den Beweis zu führen, wie diese Autorität in Wahrheit beschaffen ist und daß Herr Alfred Kerr das ist, was ich ihn genannt habe. Dieser Beweis würde mir in einem Maße gelingen, daß selbst den merkwürdigen Individuen, die die Verehrung für den

Herrn Kerr nicht nur hegen, sondern auch mit der Achtung vor meiner Arbeit vereinigen können — was ich doch bisher nicht für möglich gehalten hätte — *[Lebhafter Beifall]*, die Augen übergehen werden. Im Rahmen eines Berliner Vortrags aus eigenen Schriften kann ich diesen Beweis leider nicht führen, weil die Vorlesung der eigenen Schriften des Herrn Kerr, worin er mich als Landesverräter denunziert und als Plagiator der Offenbarung Johannis entlarvt, mehrere Stunden in Anspruch nehmen und ganz bestimmt den von der Konzertdirektion vorgestellten Rahmen sprengen würde. *[Heiterkeit]* Ich muß also um Geduld und um etwas Vertrauen bitten, das ich mir ja bei Kerr-Verehrern zugleich mit der Achtung vor meiner Arbeit verdient zu haben glaube. Es wird aber auch keinen Todfeind geben, der meinen könnte, daß ich eine angekündigte Aktion nicht exakt, zu allseitiger Befriedigung und so daß auch Herr Kerr seine ästhetische Freude hat, durchführen werde. Ecco. *[Stürmischer Beifall]* Leider scheint er nun ganz und gar damit einverstanden, daß die Verweisung der Sache an das literarische Forum, die ich durch Zurückziehung meiner Klage vorgenommen habe, eine endgültige bleibt. Er schließt seine interessante Notiz »Die faden Fehden« mit dem Absatz:

Ich verweise (nicht ungern) auf S. 209 meines Buchs »Es sei, wie es wolle . . .« — wo er gezeichnet ist.

Nämlich ich. Und zwar durch das Verslein vom »Krätzerich«, mit dessen wörtlichem Abdruck ich schon im Jahre 1913 eine Zeichnung besorgt habe, die der Literaturgeschichte angehört. Herr Kerr beruft sich jetzt auf diese Verse, wiewohl er für Gerichtszwecke dieselbe Polemik, die die Affäre Jagow betraf, als einen Exzeß zu entschuldigen versucht hat. Es sei, wie es wolle... *[Stürmische Heiterkeit]* Diese Verweisung auf S. 209 statt auf das Amtsgericht dürfte für die Verehrer des Herrn

Kerr eine herbe Enttäuschung bilden. Denn sie werden sich immerhin sagen, daß es ein großer Unterschied ist, ob »ein Wiener Literat« eine Klage wegen des Wortes »Verleumder« in Berlin zurückzieht oder ob der Führer des Berliner Geisteslebens die Bezeichnung »Schuft«, gefallen in mündlichem Vortrag vor Berliner Hörern, auf sich sitzen läßt. *[Stürmischer Beifall]* Wie? das Wort Schuft, das eine bestimmte unehrenhafte Gesinnung bezeichnet, sollte in die Kategorie der unsauberen Beschimpfungen gehören? Und um diesen entgegenzutreten, beruft sich einer darauf, daß er mich einen Krätzerich genannt hat und dergleichen mehr? Aber seit wann ist das gute deutsche Sprichwort: Der größte Schuft im Land ist und bleibt der Denunziant eine Ungebühr und nicht eine der ethischen Gerechtsame gemäße Stigmatisierung? Beweise zu erbringen bin ich erbötig — könnte ich es nicht, wäre ich ein Schuft! Nur muß man etwas Geduld haben. Vor einem Berliner Gericht erbringe ich die Beweise morgen — vor dem literarischen Forum dauerts noch eine Weile.

Denn ich muß bitten, zu bedenken, daß ich wahrscheinlich der am meisten, wenngleich am erfolglosesten beschäftigte Schriftsteller in deutscher Sprache bin. Ich bin gegenwärtig zum Beispiel mit der Zurückführung des Bekessy nach Wien beschäftigt *[Lebhafte Heiterkeit]*, weil ich erkannt habe, daß es gegen die unüberwindlichen Mächte des österreichischen Bürgertums zwischen Hakenkreuz und Kurszettel, gegen die Schober, Benedikt und Sieghart angesichts des Versagens der revolutionären Drohung keine andere Zuchtrute gibt als den Erpresser, welchen ich aus der vorgestellten Welt einer den Krieg überlebenden Sittlichkeit vertrieben habe und den ich zurückrufen muß, auf die Gefahr hin, daß, wenn es gelingt, man wieder sagen wird, es sei das Verdienst der

Sozialdemokraten. *[Heiterkeit]* Dieses Problem ist der Inhalt meines neuen Dramas, des Nachkriegsdramas »Die Unüberwindlichen«, das bald erscheinen wird und aus dem ich Ihnen gern einmal den dritten Akt vorgelesen hätte. Nebst der Eröffnung vieler künstlerischen Welten, vor allem der des göttlichen Offenbach, nebst Sprachlehre und allem was mir der Tag zuträgt, kämpfe ich zur Zeit auch gegen die Vaterländischen Verbände in Bayern, die eine Erklärung in der nationalistischen Presse erlassen hatten, mein »Traumstück«, das ich heute lesen werde, von der mutigen »Jungen Bühne« in München aufgeführt, sei die gemeinste Verhöhnung des toten Frontkämpfers. Ich kämpfe gegen die Macht des Troglodytentums, die immerhin den klaren Fall der Umsetzung des Totschlags in Druckerschwärze und der verkehrten Möglichkeit vorstellt. Doch immer wieder gegen die gefährlichere Macht eines halbschlächtigen Intellektualismus, der sich in Österreich wie in Deutschland, also überall dort, wo schlechtes Deutsch geschrieben wird, nicht scheut, sich jener Hilfe gegen mich zu bedienen. Totschlagen und Totschweigen — zu jenem zu feig, hoffen sie doch alle, mit diesem mich aus ihrer Welt zu schaffen. Ich habe das Gefühl, daß ich all diese Abwehr, alle diese Kämpfe, wenngleich nicht mit größerem praktischen Gelingen, so doch bei größerer Teilnahme beherzter Zeugen in Deutschland durchführen könnte, und es ist nicht unmöglich, daß ich, wenn mein dreißigjähriger Krieg gegen die österreichische Bourgeoisie aller Rassen, äußerlich völlig erfolglos, termingemäß abgeschlossen sein wird, hieher übersiedle *[Langanhaltender Beifall]*, um hier im Sinne der Erwartung meines toten Freundes und Kampfgenossen Frank Wedekind, das grauenhafte Philisterium, das sich des Theaterwesens unter der Maske zeitfortschrittlicher Ideen bemächtigt hat, zu bestreiten. Er hat mich im Gegensatz zu Herrn Alfred Kerr, der

H Kriegen.

mich einen »kleinen mießen Verleumder« nennt und wie alle großbürgerlichen Journalisten und alle vor mir wehrlosen Machtzitterer auf die Fackel als auf ein »Blättchen« hinweist, als den »mutigsten Kämpfer Österreichs« apostrophiert, der »als Ethiker unter den Geistern der Welt für sittliche Werte kämpft, deren Verwirklichung uns das nächste Jahrhundert bringen kann«. Er hat von mir gesagt, ich »wäre der erste, der dem Schauspieler den Weg zu der Darstellungskunst zeigen könnte, die unsere Zeit fordert«, und daß »die deutsche Bühne nur darauf wartet, mich mit offenen Armen zu bewillkommnen«.

So beglaubigt, erkläre ich, daß ich als diesen Weg zu der Darstellungskunst unserer Zeit nicht den Weg derer um Piscator erkennen kann. Ich wurde gebeten, meinen Aufsatz »Mein Vorurteil gegen Piscator« vorzulesen. Ich kann es nicht tun, weil dieses Vorurteil von neuen Eindrücken überholt ist. Ich habe »Hoppla, wir leben« gesehen und ich sage, daß wir so auf dem Theater nicht weiter leben werden, hoppla! *[Stürmische Zustimmung.]* Den Schlußruf »Man muß es ändern« mache ich mir zu eigen — ganz wie sich Herr Piscator meine »Letzten Tage der Menschheit« zu eigen gemacht hat und wie er sie wahrscheinlich ändern würde. Nie habe ich es glauben wollen, daß dieses Werk dem Stil des Theaters der Gegenwart entspreche, ja irgendetwas mit dem Theater zu schaffen habe. Jetzt weiß ich wenigstens, daß der Begriff der »Dramatisierung des Dokumentarischen«, den diese Leute haben, von mir bezogen und auf das grausam Schändlichste kompromittiert ist. Ich bewundere ihre Fertigkeit, den Dilettantismus, über den man in so reichem Maße verfügt, zugleich auf vier Szenen zu verteilen: rechts, links, oben und unten Dilettanten, und dazwischen die Wunder der Technik abgeklappert, die mit dem Theater überhaupt nichts zu tun haben. Aber die Arrangeure wollen ja mit dem Theater

nichts gemein haben und hoffen, die Naturkräfte seines Raumes durch das Vorzeigen vergrößerter Zeitungsnotizen besiegen zu können. Als ob sich mit solchen Demonstrationen auch nur eine Beeinflußung des Massenbewußtseins im Sinne einer Versammlungswirkung erzielen ließe! Als ob mehr erreicht wäre, als daß tausend einzelne das Dokument dem Sekundengedächtnis einverleiben. Kläglicheres, Kleinbürgerlicheres, geistig Konterrevolutionäreres als diese Theaterspielerei in Text und Wiedergabe, mit kleinen Chargen und großem Gebrülle, als diese Entehrung des Kriegsleids durch die Zitierung vor die Seelen des Kurfürstendamms; gesinnungsmäßig Niedrigeres als diesen Kunstbetrieb einer Weltrevolution unter der Ägide von Katz und Katzenellenbogen hat die weite Welt nicht erlebt *[Stürmische Zustimmung]*, und es ist ganz in Ordnung, daß damit zwischen Newyork und Moskau gereist werden wird. Mein Eindruck von den »Räubern« war bloß der, daß ein mittelmäßiges Heroentum auf die Walze zivilisatorischen Jargons abgezogen war, so daß Karl und Franz Moor denselben Rhythmus totaler Wurstigkeit hatten. Jener:

[Phonographische Nachbildung der Raserei]

Menschen — Menschen — falsche — heuchlerische — Krokodilbrut. Ihre Augen sind Wasser . . . . Küsse auf den Lippen — Schwerter im Busen . . . . Bosheit hab ich dulden gelernt, kann dazu lächeln, wenn mein erboster Feind mir mein eigen Herzblut zutrinkt. Aber — wenn Blutliebe zur Verräterin, wenn Vaterliebe zur Megäre wird — so fange Feuer männliche Gelassenheit, verwildere zum Tiger sanftmütiges Lamm, und jede Faser recke sich auf.

Ohne Grimm und Verderben. *[Große Heiterkeit.]* Franz jedoch:

[Phonographische Nachbildung des jüngsten Gerichts]

Da hört' ich eine Stimme schallen aus dem Rauche des Felsens — Gnäde — Gnäde — jedem — Sünder — der Erde — und des Abgrunds — du — allein — bist — verworfen. Nun warum lachst du nicht? *[Stürmische Heiterkeit]*

Worauf ein aus einer alten Räubervorstellung stehengebliebener, also richtiggehender Daniel erwidert:

Kann ich lachen, wenn mir die Haut schaudert? *[Stürmische Heiterkeit]*

Mein Eindruck von »Hoppla wir leben« jedoch ist, daß Dilettanten ältesten Stils den Kitschkontrast von Soldatengräbern und tanzenden Girls unaufhörlich in die Feststellung fixieren *[phonographisch]*: Es ist unerträglich! Es geht so nicht weiter! Was natürlich die Verdiener im Parkett, auf die man mit haushohen Dokumenten einstürmt, völlig unbewegt läßt, den Gattinnen ein angenehmes Gruseln beibringt und zum Schluß dem trockenen Fazit »Man muß es ändern« die völlige Teilnahmslosigkeit dieser durchhaltenden Sippe sichert, die nichts fühlt, selbst wenn's ihr ermöglicht wäre, und mittut, weils der Herr Kerr befohlen hat. Lange wird aber selbst der Kurfürstendamm dafür nicht Entree zahlen und aus der Sackgasse dieser Dramaturgie gibt es nur den Ausweg in die Pleite. Ich fühle mich zu dieser hoffentlich nicht den Rahmen des Programms sprengenden Erklärung verpflichtet, weil Herr Piscator, wie man mir unaufhörlich versichert, seinen Traum von den »Letzten Tagen der Menschheit« noch nicht ausgeträumt hat und bereit wäre, auf dem laufenden Band nach Wien zu marschieren *[Stürmische Heiterkeit]* um sie zu erwarten, sein neues Haus damit zu eröffnen und einen noch nie erlebten Tantiemensegen über mich zu schütten. Ich will aber nicht, und ich fühle mich zu dem Ausspruch dieser Weigerung verpflichtet, weil er in seinem Programmheft die »Letzten Tage der Menschheit« als das höchste Werk dieser Epoche preist, das sie überleben werde, und weil das Mißverständnis entstehen könnte, daß mit solcher Lobpreisung im Hinblick auf meine Eitelkeit meinem Vorurteil gegen Piscator ein Ende gemacht sei. Nein, der Autor der »Letzten Tage der Menschheit«,

der an dieser Entartung erst erkannt hat, daß der Begriff der Dramatisierung des Dokuments durch ihn wahrhaft erfüllt wurde, ist unter keinen Umständen bereit, die Ableger durch das Original zu rehabilitieren und mit der Dramaturgie, die jenen Begriff innen und außen geschändet hat, mit dieser Dramaturgie als Kollektiv-Verbrechen, gemeinsame Sache zu machen. Er hofft, daß es ihm einmal im Sinne Wedekinds vergönnt sein werde, dem Schauspieler den rechten Weg zu der Darstellungskunst unserer Zeit zu zeigen und vor allem, ihn auf diesem Wege von seinen Presse-Peinigern zu befreien!

*

Am Schlusse fehlt das Klischee vom »nicht endenwollenden Beifall«, der auch am letzten Abend jeder Nennung des populären Namens zuteil wurde wie insbesondere — und schon bei der Anführung des Titels — dem Vorwort zu meinem Plagiat »Apokalypse«:

Ich spreche nun, ich glaube zum erstenmale, mein Gedicht »Apokalypse«, welches bereits als Plagiat in die Literaturgeschichte Eingang gefunden hat. Das Verdienst, als erster darauf hingewiesen zu haben, daß darin Visionen und Worte aus der Offenbarung Johannis ohne Angabe der Quelle verwendet sind, gebührt dem in Berlin ansässigen Wiener Schriftsteller Ehrenstein, der mir dahinter gekommen ist, nachdem ich seine Eigenart entdeckt und gefördert hatte. Der Hinweis auf mein Plagiat, der in Schriftsätzen des Herrn Kerr an das Amtsgericht Charlottenburg eine Rolle spielt, war zunächst ohne Angabe der Quelle Ehrensteins erfolgt, die erst auf mein Betreiben zitiert wurde. Dagegen stammt von Kerr selbst die folgende Enthüllung:

Er hat also . . hier (Apokalypse) ein Plagiat begangen. Auch anderswo . . . . Kraus schreibt in einer Polemik (‚Fackel' 1924, S. 162) den Satz: »Aber wenn es schon hohl klingt, wo ein Kopf mit einem

Buch . . . zusammenstößt« u. s. w. . . er vergißt jedoch leider mitzuteilen, daß dieses Witzwort von Lichtenberg stammt. Nicht von ihm (Lichtenberg: »Wenn es hohl klingt, wo ein Kopf mit einem Buch zusammenstößt, muß es dann immer das Buch gewesen sein?«) Wozu ich nur zu bemerken habe, daß Herr Kerr die Lichtenberg'sche Wendung falsch zitiert, weil er sie eben nicht gleich mir dem Original entnommen hat. Aber ich gebe die Versicherung, und zwar ohne Angabe der Quelle Schillers, daß die schönen Tage von Aranjuez bald zu Ende sein werden.

*

Zu der in Berlin schon ein geflügeltes Wort gewordenen Frage »Wer glaubt ihm?« gibt ein Berliner Hörer den folgenden Situationsbericht:

Berlin-Halensee, 10. IV.

— — Denn der größte Teil der Presse verwahrt sich dagegen, ihrem »prominentesten« Mitglied eine unangenehme Antwort vorzulegen; jener kleine Teil aber, der ihm gern einmal eins auswischen möchte, steht hier in einer Front mit ihm gegen einen gemeinsamen Feind, den leibhaftigen Satan Nichtgenanntsollerwerden! Von so sicherem Port läßt sich gemächlich fragen, und vollends verständlich wird der Mut, den Herr Kerr für seine Frage aufbringt, wenn eine Konzertdirektion aus Angst vor dem drohenden Preßrevolver sich anstrengt, auch die gesprochene Antwort zu verhüten. Doch diese Antwort ließ sich nicht unterdrücken. Wer ihm glaubt? Die Befragten im Schwechtensaal riefen: »Alle!« Daß zu diesem Bekenntnis mehr Mut gehört als zur Frage, wird Herrn Kerr einleuchten, wenn er erwägt, daß sich unter den Rufern viele Kampfgenossen befinden, die sich unter ihrem Wortführer Alfred Kerr pazifistisch und revolutionär betätigen, infolgedessen also gewärtig sein müssen, vom patriotischen Spitzel Alfred Kerr wegen Landesverrats denunziert zu werden! »Überrascht Sie denn das beim Kerr?« fragte mich ein bekannter Publizist, als er sah, in welche Erregung mich die Enthüllung versetzt hatte. So sieht die Meinung über Herrn Kerr aus! Wohl hätte auch ich ihm die Schufterei zugetraut, die Vertrottelung aber, mit der er sich entblößt hat, schien mir über das Maß dessen hinauszugehen, was selbst in einem afghanischen Herzogtum die Polizei erlaubt, was jedoch der revolutionäre Pazifismus noch lange nicht erlauben darf, wenn er vor Schändung bewahrt werden will! Jener Publizist entgegnete mir: »Wer nimmt einen Hanswurst denn so ernst?« Dieser Schnuppestandpunkt eben ist es, der es einem Hanswurst ermöglicht,

Der Polemist.

I.

Wenn ich diesen Burschen lese,
Mahnt mich immer was an Käse.
Wie er schabt und wie er schuftet,
Silben dreht und Worte klaubt,
Wie er schweißverweslich duftet,
Wie er glubscht, ob man ihm glaubt.
Wie er mistet, rabulistet!
(Allemal
Stellt das Kruppzeug sich »entrüstet
Aus Moral«.
Sittlich die Empörungsmiene.
Polemistviech mit Routine).

II.

Sätze pflücken, Sinn verrücken,
Fetzen fälschen, Finten fädeln,
Letzte Journalistentücken
Mit dem Brustton eines Edeln.
Winkelanwalt, Kniffgruppierer.
Täuschen ist sein Tagewerk.
Ehrenschänder, Schmähschriftschmierer,
Aufgeblähter Jammerzwerg.
Auf spottbilligen Gebieten
An dem kleinsten Auswuchs klebt er.
Parasit an Parasiten.
(Darin lebt er; davon lebt er.)
Firm in fälschender Gemeinheit,
Schmierian wie eh und je,
Kämpferich für Recht und Reinheit
Mit dem Dreh.
Schwindelschwätzer; »u« für »x«.
Richterpose; Gaunertricks.
Eine pathosmieße, fette,
Krüppelkrumme, lügenlahme,
Kleine Querulantenklette
Mit dem Hunger nach Reklame.

III.

Ohne Hemmung, ohne Störung,
Täuscht und arrangschiert er plump.
Immer Brustton der Empörung: —
Ein »gerechter« Lump.

IV.

Düfte dringen, Lügen klingen . . .
Lächelnd ruft man dann und wann
Götz von Berlichingen
An.

Hier erhebt sich vor allem die Frage, ob er denn gar niemanden hat, der ihn berät und der ihn von Schritten, die ins Verderben führen, abhalten würde. In redaktionellen Kreisen besteht naturgemäß kein Gefühl für Verantwortung und dort wird man ihm die technische Möglichkeit, einen Ausbruch der Besinnungslosigkeit vor das Publikum gelangen zu lassen, weit lieber öffnen als sperren. Aber die Familie müßte ihr Veto einlegen und selbst der unverwundene Groll zurücktreten, wenn es doch gilt, einen Schwiegersohn im Jubeljahre vor heilloser Schädigung des Ansehens zu bewahren. Es ist ohne Zweifel eine der tragischesten Angelegenheiten der Literatur und ich muß sagen, daß der Zustand, in dem sich der Mann, chronisch seit Jahrzehnten, akut seit Monaten befindet, selbst mir, dem Schuldtragenden, Mitleid einflößt, so daß ich schwanke, ob ich von der stärkeren Kraft, die mir gegeben ist, Gebrauch machen soll: ihn abzudrucken. Wenn sein Blatt es schon getan hat, darf darum auch ich es tun? So greulich der Verblendete mein leibliches Bild zeichnet — vermutlich ohne jemals die eigene Photographie gesehen zu haben —, ich habe, bewundert viel und viel gescholten, doch manches mit der Helena gemein:

> Das Übel, das ich brachte, darf ich nicht
> Bestrafen. Wehe mir! Welch streng Geschick
> Verfolgt mich, überall der Männer Busen
> So zu betören, daß sie weder sich
> Noch sonst ein Würdiges verschonten . . . .
> Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr,
> Nun dreifach, vierfach bring' ich Not auf Not.

So dürfte ich es nicht und die Rücksicht auf den Kranken hätte der polemischen Lust Einhalt zu tun — wenn nicht wieder die Pflicht geböte, eben an solchem Fall die Möglichkeit des journalistischen Betriebs darzustellen und eine Unverantwortlichkeit, wie sie wohl in keinem andern sozialen Beruf denkbar wäre. Darum muß ich mich des schönen Vorrechtes einer Humanität begeben, die mich darauf verzichten ließe, ihn mit Nachdruck zu quälen. Denn das ist ja der ungeheure, ihm bei aller Besinnungslosigkeit tief bewußte Unterschied zwischen uns beiden, daß ich ihn nur wortgetreu zu zitieren brauche, um ihm wehe zu tun, während er nicht ein polemisches Wort von mir übernehmen könnte, ohne

gleichfalls Schaden zu nehmen. Er weiß ja ganz genau, daß ich weder jemals in einem anderen Falle noch insbesondere in dem seinen »fälschen«, »täuschen«, »gruppieren«, »arrangschieren« mußte, um der stärksten Wirkung sicher zu sein; daß wenn je der schlichte Nachdruck eines Angriffes gegen mich für den Angreifer schmerzlich, so in seinem Falle tödlich war, und das eben ist es ja, was ihn zur Raserei, zu immer neuen Exzessen treibt und zu Selbstmorden, die längst schon überflüssig sind und vom Verblichenen nur mehr in effigie vorgenommen werden. Denn in der Journalistik kann man ja, wenn ich die Todesursache bin, auf diese Art seine Existenz fristen. Ach, wie sie sich alle zu entschädigen suchen, indem sie ihre Minusse mir aufdisputieren!

War ich das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig sein,
Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüstenden?

Ich weiß nicht, ob dieser Kerr just der Achill ist, der »sich inbrünstig noch zu mir gesellte«. Aber ich weiß, daß er eine der üppigsten Haßbuhlschaften vorstellt, die mir auf meinem verschlungenen Pfade zugestoßen sind. Und sicher ist er der Lynkeus, der mich ja auch in »Es sei, wie es wolle . . .« gezeichnet hat. Oft noch wird er vor mir zu Versen hingerissen sein, Schätze zu meinen Füßen herbeischleppen, Kisten voll Invektiven, die alle nur verkehrte Liebespfänder sind. Nun, ich schwinde nicht Helenen gleich hin, mir selbst zum Idol werdend, allein ich muß doch eine gewisse Ähnlichkeit mit meinem Monument haben, das seit undenklichen Zeiten mit steinerner Gelassenheit allerlei Notdurft und Exhibitionismus über sich ergehen läßt, aber noch die lebendige Kraft hat, die an ihm vermerkten Pissoirinschriften zu fixieren, damit sie nur ja alle Vorbeigehenden lesen können. Ich habe die Empfindung, daß das zum Monument gehört und erst in gegenseitiger Verewigung das wahre Bild zustandekommt, das die Nachwelt von dieser geistigen Gegenwart empfangen wird. So werde ich immer wieder Verse abdrucken, die, wenn der Verfasser zu sich kommt, von ihm ganz bestimmt eher in die Kategorie der »unsauberen Beschimpfungen« gerückt werden als die ehrliche Bezeichnung Schuft, für die ich ja mit aller besonnenen Sachlichkeit Beweise in Aussicht gestellt habe. Mit Kruppzeug und Pole-

mistviech, mit der Illusion, daß ich fett und krüppelkrumm sei, ist dagegen doch nicht aufzukommen und der unverwüstliche Götz von Berlichingen dürfte wohl nicht so sehr in einen Wunschtraum hineinspielen, der nie in Erfüllung gehen wird, als vielmehr in einen Angsttraum, nämlich wegen der eisernen Hand. Herr Kerr will der Welt einreden, er glaube, daß meine Prosa ihm die Vorstellung unappetitlichster Körperlichkeit vermittelt habe; aber der Vortrag der Briefarie Metellas, von Wedekinds Andacht unterm Apfelbaum und vieles andere, das ihn von seinem Wahn befreien könnte, wäre ja als Kunstleistung schon ein Wunder, wenn es der Region von Käse und »Schweißverweslichem« entstammte. (Man stelle sich nur vor, so etwas käme aus seinem Mündchen!) Damit ist's also nichts, alles nur Angstschrei eines Getroffenen, der vor dem entscheidenden Schlag sich krümmt, nichts als wirklich »Versuch« unsauberer Beschimpfungen, zu absolutem Mißlingen verurteilt, an und für sich und umsomehr vor der unbeirrbaren Nüchternheit, mit der ich in medias res einer brüchigen Reputation eingreife. Freilich wird in der Psychiatrie der Fall nicht häufig sein, daß die Angst des Schuldbewußtseins zwischen den Lauten der Tobsucht noch die handfeste Lüge durchläßt, die auf uneingeweihte Hörer als die Aussage des Kenners wirkt. Herr Kerr weiß den Lesern des Berliner Tageblatts, welches trotz dringender Bewerbung noch keine Annonce des Verlags meiner Bücher erlangt hat, zu erzählen, daß »Hunger nach Reklame« mein hervorstechendster Wesenszug sei. Offenbar habe ich diesem in den Tagen, da Herr Kerr in Wien ausschließlich vor Zeitungsleuten sprach, selbst bei diesen abstinkend und sich dafür vom Penklub entschädigen ließ, offenbar habe ich meinem Reklamehunger eben damals durch die Abmachung gefröhnt, daß Karten an die Berliner Presse selbst auf Bitten nicht ausgegeben, keine Bilder des Vortragenden ausgestellt werden dürfen und was dergleichen »Gaunerkicks« mehr sind, durch die ich mich schon seit so vielen Jahren der öffentlichen Beachtung aufdränge. Es ist ja gewiß nicht undenkbar, daß sich auf psychoanalytisch eine Möglichkeit herstellen lassen wird, von der noch nicht dagewesenen Konsequenz, wie das Werk der Fackel die legitimste Verbindung mit der bürgerlichen Welt ausschaltet, von der Völlerei in Nichtreklame den Hunger nach Reklame abzuleiten. Aber ein sittlicher Vorwurf

könnte diesen doch nur treffen, wenn er entgegen dem puritanischen Schein auch nur in einem einzigen Fall positiv in Erscheinung getreten wäre und etwa der nachweisbare Refus ihn zu einer Mißbildung des Urteils geführt hätte. Daß ich solchen Hunger nach Reklame auf die einfachste Art stillen könnte, wenn ich Freikarten und Rezensionsexemplare abgäbe, müßte sich eigentlich auch ein Schwachkopf denken. Aber ward je meine Definition »Kritik ist, wenn man auf wen eine Wut hat« erfüllt, so im Fall dieses Kerr, und wie keinem andern Falle entstammt wohl diesem die grauenvolle Erkenntnis, daß die Einrichtung der Tagespresse es der Privatwut, welche doch die unpublizistischeste Sache von der Welt ist, ermöglicht, sich als sittliches und geistiges Werturteil vor dieser zu gehaben. Wenn die Druckleger nur wenigstens ahnten, wie sehr es meine öffentliche Angelegenheit ist, mein Amt der Kulturkritik, die Erscheinung darzustellen, daß die Unverantwortlichkeit der Unzurechnungsfähigkeit nicht in den Arm fiel, sondern ihr, weil ich das Objekt war, Vorschub geleistet hat. Ist der Anfall, der wie alle Orgien der Haßliebe endet, vorbei, so muß das Bewußtwerden der verschlechterten Situation etwas Furchtbares sein. Und ich glaube, dieser Kerr, an mein süßes Bein gehängt, leidet mehr an mir, als je einer in der langen Reihe meiner pervertierten Verehrer an mir gelitten hat, und er ist doch nicht mehr einer von den jüngsten. Dergleichen kann nur weiterleben durch das Morphium des Selbstbetrugs einer Verhäßlichung meines Bildes, die immer mehr ihr eigenes Gesicht entstellt vor eben den Betrachtern, um deren Glauben sie ringen. Sie machen es alle wie der Bekessy: sie bedrecken meine Photographie und haben damit mich phsychologisch entlarvt. Der arme Kerr weiß, daß mein Auftreten in Berlin ihm den Todesstoß versetzt hat. Er hat davon erfahren, daß ein geistiges Hochgericht Demonstrationen des Abscheus und der Begeisterung, wie sie kaum je in einem Saal erlebt wurden, entfesseln konnte. Daß die Jugend, die diesen achtmal füllte, buchstäblich bei der bloßen Nennung des Namens Kerr alarmiert war zu einem Beifallsgedröhn, für dessen Stigma die Ehren des Kurfürstendamms nicht mehr entschädigen werden. Es war wirklich so, daß das Händeklatschen für den Vortragenden zugleich in dem Niederstampfen einer Reputation unterging, und

nebst der Ansage des Entschlusses, mich in diesen Strudel zu stürzen, hatte insbesondere die Szene »Kerr am Schreibtisch« (über deren häufige Wiederholung der Akteur sich in einem Schriftsatz beklagt) wieder eine Wirkung, daß ich sie noch hundertmal in Berlin vorlesen könnte und, nach jeder Zeile unterbrochen bis zum Ecco, schon beim Spitzen des Mündchens den Saal verzückte. In diesen Wirkungsstrom gerissen, hat sich eine kritische Existenz, mag sie noch im Theaterparkett ihre Macht fristen und Schauspielernerven kujonieren, in ihre Atome aufgelöst. Ja, er fühlt, daß die schönen Tage von Aranjuez, selbst wenn ich sie wirklich dem Schiller gestohlen hätte, ~~für ihn~~ unwiederbringlich dahin sind! Und dazu stelle man sich vor, daß einer, dem schon mein Dasein die unbestimmte Empfindung verursacht, daß es an den Kragen geht, nun in der Erwartung leben muß, von seinen eigenen Dokumenten umgebracht zu werden. Dieser Zustand macht jeden Ausbruch in gebundener Sprache erklärlich und es ist kein Wunder, daß der berühmte »Krätzerich« nun von der selbstmörderischen Enthüllung übertroffen wird, er sei bloß Parasit »an Parasiten«. Es werden in den nächsten Wochen noch schlimmere Unvorsichtigkeiten erfolgen, sie werden, bei allem Mitgefühl, meinem Nachdruck nicht entgehen — ich turne nach, ich hinterdrein —, und wir werden so mit der Zeit dem Resultat näherkommen, dem das schlechte Deutsch des Berliner Tageblattes den guten Ausdruck geliehen hat, als es in dem Prozeßbericht über einen von Herrn Kerr geförderten Theaterbetrüger schrieb:

> Die Verhandlung gegen den Inszenator der jungen Generation, der, wie Alfred Kerr gesagt hat, »nicht sich, sondern die dramatische Produktion bereichern wollte«, geht matt seinem Ende zu.

Die Sprachlehre ließ da nur einen Zweifel zu, ob das Ende des angeklagten Inszenators gemeint sei oder des kompromittierten Sachverständigen, der sich wahrlich in Berlin eher die Anführungszeichen verdient hat als meine Vorlesungen. Und zum Glück beginnen schon die Leute dort sich zu fragen, wie lange sie einen Geistesrichter dulden werden, dessen Unabsetzbarkeit doch kein schwierigeres Problem bilden dürfte als seine Unbeeinflußbarkeit und der, während er einem direktorialen Weinschieber ein künstlerisches Alibi schuf, sich nicht gescheut

nebst der Ansage des Entschlusses, mich in diesen Strudel zu stürzen, hatte insbesondere die Szene »Kerr am Schreibtisch« (über deren häufige Wiederholung der Akteur sich in einem Schriftsatz beklagt) wieder eine Wirkung, daß ich sie noch hundertmal in Berlin vorlesen könnte und, nach jeder Zeile unterbrochen bis zum Ecco, schon beim Spitzen des Mündchens den Saal verzückte. In diesen Wirkungsstrom gerissen, hat sich eine kritische Existenz, mag sie noch im Theaterparkett ihre Macht fristen und Schauspielernerven kujonieren, in ihre Atome aufgelöst. Ja, er fühlt, daß die schönen Tage von Aranjuez, selbst wenn ich sie wirklich dem Schiller gestohlen hätte, unwiederbringlich dahin sind! Und dazu stelle man sich vor, daß einer, dem schon mein Dasein die unbestimmte Empfindung verursacht, daß es an den Kragen geht, nun in der Erwartung leben muß, von seinen eigenen Dokumenten umgebracht zu werden. Dieser Zustand macht jeden Ausbruch in gebundener Sprache erklärlich und es ist kein Wunder, daß der berühmte »Krätzerich« nun von der selbstmörderischen Enthüllung übertroffen wird, er sei bloß Parasit »an Parasiten«. Es werden in den nächsten Wochen noch schlimmere Unvorsichtigkeiten erfolgen, sie werden, bei allem Mitgefühl, meinem Nachdruck nicht entgehen — ich turne nach, ich hinterdrein —, und wir werden so mit der Zeit dem Resultat näherkommen, dem das schlechte Deutsch des Berliner Tageblattes den guten Ausdruck geliehen hat, als es in dem Prozeßbericht über einen von Herrn Kerr geförderten Theaterbetrüger schrieb:

> Die Verhandlung gegen den Inszenator der jungen Generation, der, wie Alfred Kerr gesagt hat, »nicht sich, sondern die dramatische Produktion bereichern wollte«, geht matt seinem Ende zu.

Die Sprachlehre ließ da nur einen Zweifel zu, ob das Ende des angeklagten Inszenators gemeint sei oder des kompromittierten Sachverständigen, der sich wahrlich in Berlin eher die Anführungszeichen verdient hat als meine Vorlesungen. Und zum Glück beginnen schon die Leute dort sich zu fragen, wie lange sie einen Geistesrichter dulden werden, dessen Unabsetzbarkeit doch kein schwierigeres Problem bilden dürfte als seine Unbeeinflußbarkeit und der, während er einem direktorialen Weinschieber ein künstlerisches Alibi schuf, sich nicht gescheut

einen menschlich erklärbaren Unfall niedrigste Rache zu nehmen. Das Wort »Ehrenschänder« im Munde des Kritikers, der als Kritik jenen schnöden Vers veröffentlicht hat, nach dem er sich mindestens einen Anspielerich nennen müßte, des Autors eines Kriminalromans von Schriftsätzen, dessen spannender Inhalt die Spannung des wartenden Lesers befriedigen wird! »Schmähschriftschmierer«? Deutschland soll erfahren, auf wen die Bezeichnung paßt/ Ehrenschändung — woher denn? womit denn? Mit dem Wort Schuft? Man wird erkennen, daß, wo nichts mehr zu schänden war, ich einfach den Zustand festgestellt habe, ecco.

Wird der Befund als unerträglich empfunden, so hilft keine steile Strophe, sondern nur die Klage. Auch die Genugtuungen der Penklubs von Österreich-Ungarn werden nicht helfen. Nicht einmal der Nachweis, daß die Preßschlieferln, die in Budapest Herrn Kerr gelauscht haben, Landsleute Dürers sind. Wirklich und wahrhaftig: er benützte die Gelegenheit der Kritik eines Schwanks, den ein Halbfranzose verfaßt hat, um die anthropologische Nuance anzubringen:

Wie der deutscheste Maler, Dürer-Albrecht, von Ungarn. (Ich fühlte die Begeisterungskraft seiner dortigen Landsleute jetzt mit Entzücken) Wie der deutsche Musikheros, Beethoven, von Belgiern stammt.

Aber das national Bemerkenswerte daran ist weit eher die Selbstverständlichkeit, daß Kerr-Alfred in Ungarn zu sprechen bereit war und daß man ihn ließ, weil dort eben seine kriegsdichterische Wirksamkeit mehr Kredit genießt als seine pazifistisch-revolutionäre Gesinnung. In Wien, wo einem diese wie jene stagelgrün aufliegt, wurde Herr Kerr gleichfalls von prominenten Landsleuten Dürers gefeiert, an deren Spitze sich Herr Felix Salten befand, und nach dem Bericht des Neuen Wiener Journals hat »das geistige Wien«, in welchem man Castiglioni bemerkte, erkennen lassen, »wie sehr es den Dichter und schöpferischen Kritiker Alfred Kerr verehrt und liebt«. Salten hielt eine Ansprache, worin er Kerr »als einen zielbewußten geistigen Führer durch die Wirrnis der Zeit grüßte«, als Schöpfer einer neuen Prosa, nicht ohne deren Musik mit Beethoven und Schubert zu verknüpfen, worauf Frau Niese das Fiakerlied sang. So daß abschließend bemerkt werden durfte:

Der Verlauf des glanzvollen Abends konnte Präsident Salten für seine opferwillige Mühe um die Entwicklung des Penklubs die Genugtuung geben, daß dieser zu einem Zentrum der geistigen Welt Wiens geworden ist.

Das ist gewiß viel und daß der Ehrengast der Schöpfer einer neuen Prosa ist, weiß man, oder (auf daß ich nicht ein Anspielerich sei) wüßte man, selbst wenn man nicht das Feuilleton gelesen hätte, worin er seinen Stil als bildstark, schlagend, mittagshell rechtfertigt und das mit dem Absatz schließt:

V.

Hullóh! Hullóh-Hullóooh!!

Aber man darf doch nicht vergessen, daß Präsident Salten ehedem Toaste zu Ehren eines andern zielbewußten geistigen Führers durch die Wirrnis der Zeit gehalten hat, nämlich des Herrn Bekessy, und es muß schon etwas zu bedeuten haben, daß er pünktlich dem Manne die Honneurs macht, mit dem ich für Berlin etwas Ähnliches vorhabe wie mit jenem für Wien. Ich weiß, die Honoratioren des Schrifttums tragen jetzt den von mir verliehenen Titel Schuft/wie weiland den kaiserlichen Rat. Nun, ich habe nicht die Absicht, Herrn Salten aus Wien zu vertreiben, sondern im Gegenteil, ihm seinen Bekessy wiederzubringen (was hält Benedikt davon?); ich möchte ihm nur dringend raten, mit Beethoven, Sprache und solchen Begriffen, die jenseits des Kalküls für Film- und Verlagsgeschäfte sind, künftig hauszuhalten. Er hat ferner in einem nachdenklichen Feuilleton über die Ewigkeitsaussichten Lehars sich resignierend zu denjenigen gezählt, die den Sturz alter Moralbegriffe, alter Dynastien und Gesellschaftsformen mitansehen konnten/

Er hat sich alle Mühe gegeben, speziell jenen aufzuhalten. Wenn ich sicher wüßte, daß er den Damokles nicht mit dem Diogenes verwechselt, so würde ich erzählen, daß über seiner Biographie ein Protokoll hängt wie über der des Herrn Kerr Schriftsätze, und daß — nach vergeblichen Versuchen, die gerichtliche Aussage zu vermeiden — in diesem Protokoll dargestellt ist, wie er dem Bekessy einen Brief Altenbergs, durch den ich herabgesetzt sein soll, zu anonymer Verwendung ausgeliefert hat. Daß sich die beiden rüstigen Sechziger, die es in dumpfer Wut über mein Dasein geworden sind und ihr in schmählicher Angeberei zum Durchstich verhelfen

— daß sie sich zusammengefunden haben, erleichtert die Arbeit wesentlich. Die Theatermenschheit, wenn sie sichs auch nicht laut zu sagen getraut, weiß ganz genau, welches Kaliber in Wien und Berlin heute noch das maßgebende Wort über sie zu sprechen hat, und mag auch der unmittelbare Erfolg, den die bürgerliche Welt ihrem Todfeind in der gerechtesten Sache nicht überlassen wird, in unabsehbare Ferne gerückt sein, immer lauter wird das Hohngelächter der geistigen Welt über die Beschaffenheit der Leute, die sich als ihre zielbewußten Führer etabliert haben.

*

Wen meinen sie?

Das Neue Wiener Journal, das durch den Kampf des Herrn Schober gegen die Massagesalons in finanzielle Bedrängnis zu geraten schien, es sich aber so gerichtet zu haben scheint, daß es die Propaganda für jene mit der für Herrn Schober, ja mit dessen Mitarbeit vereinigen kann, hat ihm durch den prompten Nachdruck der Verse des Herrn Kerr eine kleine Genugtuung bereitet. (Wenn ich der alte Biach wäre, würde ich sagen, man kann sich vorstellen, wie der brave Konzeptsbeamte vom Preßbüro glücklich war, einmal etwas Gutes und Gediegenes für den hochverehrten Chef anstreichen zu können und nicht immer nur den Verdruß wegen der Autodiebe.) Nun ergibt sich für mich jedoch die Schwierigkeit, daß ich eigentlich nicht weiß, ob ich Kerr oder Lippowitz nachdrucken soll, so daß ich es vorziehe, beide nachzudrucken. Aber die Sache selbst wird wieder für Lippowitz problematisch. Er bringt nämlich die steilen Strophen unter dem Titel

(Wen meint Alfred Kerr?)

und glaubt die Frage am Schluß stilistisch richtig wie folgt beantworten zu können:

Mit einem Wort, so ein Polemist ist Alfred Kerr — geradezu krauslich.

Das gibt ein ganz nettes Kapitel zur Sprachlehre. Wen meint Lippowitz? Da man den Eigennamen nicht sofort als Dativobjekt erkennt, liest man ihn als das Subjekt, als das sich sein Träger ja wirklich durch das Gedicht qualifiziert hat, »so ein Polemist« wird zu dem ihm gebührenden Prädikat, und die Worte »geradezu krauslich« sind bloß das kritische Resumee, das sich füglich ergibt,

wobei nur der Schulbubenwitz »krauslich« ein wenig an Fülle verliert. Mit einem Wort, das Neue Wiener Journal wollte sagen, daß so ein Polemist dem Alfred Kerr geradezu grauslich ist, und es hat gesagt, so ein Polemist sei der Alfred Kerr, und findet ihn geradezu grauslich. Die Verhatschung wird ganz und gar dem Eindruck gerecht, daß der Dichter ein Selbstporträt geschaffen habe. Zu diesem gewiß nicht erwünschten Effekt kommt nun ein weiteres nicht zu unterschätzendes Pech, und die Leute — Dichter wie Nachdrucker — werden schon sehen, daß es seine Schwierigkeit hat, sich mit mir einzulassen, indem sich da, ohne mein geringstes Hinzutun, die Silben von selbst drehen, der Sinn sich selber verrückt und ohne das geringste Arrangschement die Finten sich zu fädeln beginnen. Es ist ein eigener Zauber. Da hat also der Dichter mich einen Parasiten an Parasiten genannt; daß ich ein Parasit an ihm sei, wird er doch gewiß nicht leugnen wollen, aber schließlich könnte dieser Akt von Selbstvergessenheit von ihm noch mit einigem Recht so gedeutet werden, daß er unter den Parasiten eben die gesamte Journalistik außer ihm selbst meine. Daß er nun ausgerechnet das Neue Wiener Journal eximiert wissen wollte, ist kaum anzunehmen, zumal wenn er jetzt sieht, wie ich mich parasitär mit diesem befasse. Wen meint also das Neue Wiener Journal, wenn es den Parasiten an Parasiten übernimmt? Ist es sich nicht selbst nahegetreten, so könnten sich immerhin Standesgenossen gekränkt fühlen. Aber sie werden gegen den Angriff, dessen Objekt anonym bleibt, so wenig ausrichten können, wie ich in einem stadtbekannten Fall. Das einzige Resultat wird sein, daß der brave Hans — den ich nicht mehr Johann nennen will und der außer Rückert auch »schon Walter von der Vogelweide« zitieren kann und ferner den ihm persönlich bekannten Ozeanflieger Hünefeld, der ihm »drei Bändchen Gedichte, Kinder seiner Muse« gewidmet hat — das Fazit wird sein, daß Schober nun auch Kerr zitieren wird. (Natürlich, ohne mich gemeint zu haben.)

*

Um uns nun alle beisammen zu haben — oder wenigstens Kerr, das Neue Wiener Journal und mich —, zitiere ich auch etwas. Und zwar aus »Der katholische Schriftsteller und die Sprache, mit einem Exkurs über Humor und Satire« von Theodor Haecker:

. . . Jede Zeit hat ihre passenden Wahrheiten, die sie sich auswählt, nicht macht, wie sie sich ihre passenden Lügen, die auch schon lange bestanden haben, auswählt — sie kann so auch Wahrheiten verschmähen, weil sie ihr zu hoch oder zu unbequem sind, sie kann sie nicht unwahr machen. Wenn sie heute behauptet, daß sie keine Zeit mehr habe zur Lyrik, weil Technik das Wort Gottes ist, so hat sie ja recht, und lügt doch, weil sie ja Zeit hat für den unappetitlichen Fraß einer Sonntagsnummer des Neuen Wiener Journals, ihr also etwas Höheres fehlt als die Zeit . . . . In solchen Zeiten, die leicht den echten Lyriker verkennen lassen, entstehen der Lyrik der Sprache Rächer aus der Satire. Aus den schmutzigen oder kraftlosen Händen . . . . entriß im untergehenden Rom Juvenal die lautere Sprache Roms, nachdem er lange nur zugehört hatte: semper ego auditor tantum? — und rettete sie, ihre Majestät und ihre Schönheit, in das, was der Lyrik Gegensatz zu sein schien und doch nur ihre rettende Rüstung war: in die Satire. Das große deutsche Sprachwerk, das unter dem Namen Karl Kraus geht, hat auch diesen Sinn. Es mag einer gleich mir noch so tief beklagen, daß dieser Mann dem Glauben des Christen so ferne steht, und ihm deshalb in entscheidenden Dingen widersprechen müssen, aber es muß einer blind sein für die Ungerechtigkeit dieser Zeiten und Staaten, um für die zum Himmel schreiende Gerechtigkeit seiner Stimme taub zu bleiben, es muß einer wenig im Blute und im Wissen und Gewissen haben von den Antezedenzien des Christentums, um nicht zu vernehmen, wie in ihr der Durst des »Gerechten« seines Volkes nach herstellender *göttlicher* Rache und nach Erquickung lechzt, und es muß schließlich einer seine Muttersprache nicht lieben und ~~und~~ kennen, um diesen schön und männlich in sie Verliebten nicht zu ehren. Der ist Lyriker, was immer er auch sonst noch sein mag, also z. B. Satiriker, der die lebendigen Wasser der Sprache rührt. — — Der Freund: . . . »Und wenn«, könnten oder werden Sie sagen, »und wenn! Qualis artifex! Der Floh oder Kerr, den ich darstelle, wird in Äonen nicht untergehen. Gibt es größere Kunst als die, vergänglichster Dinge unvergänglichste Bilder zu gestalten!« — — Der Satiriker: . . . Denn auch der Satiriker erreicht im Verborgenen zuweilen etwas. Wo noch eine natürliche geistige Jugend ist, da stärkt er ihre Angst vor der Leere und dem Geschwätz, ihren Mut zur Höhe und Fülle der Weisheit, ihren Abscheu, ihre Begeisterung, ihren Entschluß, ihr Schweigen und ihr Wort. . . . Und dann, was meinen Sie denn, was von unserer Zeit so viel anderes übrig bleiben wird, als ihre echte Satire? Die schwarze Magie oder die Fackel? . . .

Für Hildegard Scheller

Wäre meine Vorstellung nicht an hundert Formen dieses Sündenerbrechens, das sich Bürgerwelt nennt, zugleich gebunden, wahrlich ich hätte, wie damals, als ich ihrer pharisäischesten Partie »Sittlichkeit und Kriminalität« abgewann, mich ganz und gar dem Fall zugewendet, wo sie ihre verdorbene Lust in der Hetzjagd auf ein junges Mädchen befriedigt hat. Auf eine Sechzehnjährige, die, entspräche sie dem Bilde, das die allierten Treibjäger in Staat und Presse von ihr der genießenden Kanaille Öffentlichkeit vermittelt haben, sittlich noch turmhoch über dem Babel stünde, dessen Honoratioren sich da des Sittenamts vermessen. So aber mußte es sich mein Blick, gebannt und ermüdet von allen Greueln der näheren Nachbarschaft, genügen lassen, die Gerichtsspalten zu durchfliegen, das tausendmal Erlebte als vorhanden zu erkennen und höchstens bei dem furchtbaren Frage- und Antwortspiel zu verweilen, das eines jener fortgeschrittenen Blätter fixiert hat, die das Sensationsgeschäft schon unter dem Vorwand freiheitlicher Kritik betreiben:

Ein peinliche Szene

— — Vorsitzender: Haben Sie dann auch mehr gemacht, als sich geküßt?

Hilde schweigt.

Vors.: Wie, was, er, Sie, ihn, wie?

Schließlich sagt Hilde: Ich habe Paul nur geküßt. Zu mehr ist es nicht gekommen.

Vors.: Zu unsittlichen Berührungen mit der Hand?

Hilde schweigt.

Vors. (der das Schweigen als Zustimmung auffaßt): Also ja, sagen Sie mal, was für einen Eindruck hatten Sie denn von ihm? Hatte er Sie gerne?

Hilde: Ich glaube, er hatte mich gern.

Vors.: Sagen Sie mal, wer war denn der Tätigere von euch beiden? — —

Hilde schweigt hartnäckig, und was sich jetzt abspielt, ist eine sehr peinliche seelische Tortur.

Der Vorsitzende will Hilde unbedingt zwingen, im großen Gerichtssaal über ihre intimsten Erlebnisse auszusagen. — —

Vors.: Haben Sie Krantz Vorwürfe gemacht, weil er sich Ihnen immer aufdrängte?

Hilde: Nein. — —

Vors.: — — Auf dem Rückweg haben Sie sich also geküßt. Haben Sie auch verabredet, daß Sie zusammen schlafen werden?

Hilde (entrüstet): Nein.

Vors.: Aber das war doch bei Ihnen beiden stiller Wunsch und unausgesprochene Vereinbarung.

Hilde: Nein. Er kam zu mir und sagte, er könne nicht ins Zimmer zu Günther hinein. Und ich bin dann zu ihm gegangen und dann haben wir uns geküßt.

Vors.: Ist es auch zu regulärem Verkehr gekommen?

Hilde: Nein.

Vors.: Oder zu etwas, was fast so war?

Hilde: Nein.

Vors.: Aber hat es auf seiner Seite eine solche Wirkung gehabt? Wissen Sie etwas darüber?

Hilde schweigt.

Vors.: Wie . . . was . . . nicht . . . ja . . .?

— — Da Hilde noch immer hartnäckig schweigt, fragt der Vorsitzende weiter: »Haben Sie sich erheblich sexuell eingelassen? Wie . . . was . . . wie . . . nicht?«

Hilde antwortet endlich: Nein. — —

Vorsitzender: Aber es war doch nahe daran, wie . . . nicht . . . , wie?

Berlin-Steglitz, den 20. II. 28
Albrechtstr. 72 c

Sehr geehrter Herr Kraus!

Durch die entstellten Prozeßberichte bin ich zu einer so traurigen »Berümtheit« geworden. Keine Zeitung findet sich, mich zu rechtfertigen. Alle fürchten den Rechtsanwalt Dr. Frey. So wende ich mich in meiner großen Not an Sie, den ich durch Lesen Ihrer »Fackel« als den einzigen Anwalt des Rechts erkannt habe.

Mit der Hoffnung auf Ihre Hilfe
verbleibe ich Ihre ergebene
Hildegard Scheller.

5546

Unmittelbar darauf hieß es, Fräulein Scheller sei in ein Landpensionat gebracht worden, und ich ließ durch einen Berliner Bekannten bei den Eltern nachfragen, ob ihnen von der Absendung jenes Briefes etwas bekannt sei. Seine Echtheit wurde dem Nachfragenden bestätigt, der dann von einem juristischen Berater der Familie die folgende Zuschrift erhielt:

Im Anschluß an unser gestriges Ferngespräch beehre ich mich Ihnen wie folgt zu schreiben:

Fräulein Hildegard Scheller hatte mir als einem Freunde der Familie — ich bin kein Berufsjurist — gelegentlich ihrer Abreise in ein ausländisches Töchterpensionat anvertraut, daß sie sich während der letzten Tage des Krantz-Prozesses in ihrer Verzweiflung und Verlassenheit an Herrn K. K. gewendet und ihn um Ehrenschutz gebeten hätte, der ihr von Seiten der Presse nicht zuteil wurde. Ich hatte Fräulein Scheller versprechen müssen, für den Fall daß Herr K. K. sich für ihre Sache interessieren sollte, ihm an ihrer Stelle alle notwendigen Informationen zu erteilen und ihm vor allen Dingen diejenigen Dokumente auszufolgen, deren Veröffentlichung hier niemand wagen würde. Daß Herr K. K. sich überhaupt eventuell des Fräuleins Scheller annehmen würde, hätte ich nie erwartet, ich hatte s. Zt. den Brief des Fräuleins Scheller als »jugendliche Tollkühnheit« bezeichnet, freue mich aber umsomehr, daß ich hier im Unrecht war.

Die Zuschrift erzählt nun einiges von dem Zusammenwirken von Sensation und Autorität, »um ein junges Mädchen von wirklich beispiellos vornehmer Gesinnung und hervorragenden Geistesgaben seelisch zu martern und gesellschaftlich zu ruinieren«, und schließt mit der Bitte um eine Unterredung in Gegenwart der Eltern. Bevor es zu dieser — nach Abschluß der Vorlesungen — kam, wurde mir in Berlin der folgende Brief übermittelt:

— — 28. III. 28

Sehr geehrter Herr Kraus!

Gern wollte ich Ihnen persönlich alles erzählen, doch ich bin für längere Zeit in diesem hiesigen Pensionat. Hier hoffte ich Ruhe zu finden, aber man hat erfahren, wer ich bin.

Ich will versuchen, Ihnen so gut es brieflich geht, zu schildern, wie alles war.

Vorausschicken muß ich, daß ich mich durchaus nicht reinwaschen will. Denn, wenn man überhaupt von Schuld sprechen kann, gebührt auch mir ein Anteil.

Aber wie gegen mich und vor allen Dingen gegen meinen armen Bruder vorgegangen ist, das ist das Empörende.

Alle nur erdenklichen Sünden und Fehler wurden unserer Familie angedichtet.

Gab es wirklich etwas zu kritisieren, was bei jedem Menschen vorkommt, so wurde das riesenhaft vergrößert und entstellt.

Natürlich ist es die Pflicht eines Verteidigers, alles daran zu setzen, um seinen Klienten frei zu bekommen. Aber Herr Dr. Frey befand sich gar nicht in dieser Notwendigkeit mir gegenüber, da meine Aussage seinen Mandanten ja in keiner Weise in Gefahr brachte, und somit war die ganze Quälerei doch wirklich überflüssig.

Ich stand schutzlos ohne Rechtsbeistand einem gehässigen Verteidiger und einer sensationslüsternen Presse ausgeliefert.

Es wurde mir kein Schutz bewilligt, denn immer wieder wurde betont, ich sei nur Zeugin. Daß ich schlimmer als der Angeklagte selbst verhört wurde, beachtete niemand.

Ist es nicht ein Leichtes für einen Rechtsanwalt wie Dr. Frey, mir, die ich nichts von »Recht« und Gericht verstehe, die Worte im Munde umzudrehen?! Immer wieder konnte ich beteuern, es sei doch wirklich nicht so, wie er es sagt. Niemand hörte es. Und dann die Fragen der Kriminalrätin Wicking. Wie sollte ich sie verstehen, da ich doch vorher nie über dergleichen Dinge gesprochen hatte.

Wie ein abgekartetes Spiel kamen mir gewisse Zeugenvernehmungen vor. Ich weiß nicht, ob ich es beurteilen kann, aber Frage und Antwort waren so wunderbar auf einander abgestimmt, daß es auffallen mußte. Doch es wollte niemand merken, es war ja gegen mich und so schön sensationell.

Mit dem festen Vorsatz, die reine Wahrheit zu sagen und Krantz so viel als möglich zu schonen, bin ich hingegangen. Doch ehe ich schon den Mund auftat, wurde meine Glaub-

würdigkeit von Herrn Dr. Frey bezweifelt. Und kein Mittel scheute er, meine Glaubwürdigkeit zu erschüttern.

Sie werden es sicher gelesen haben, wie er eine Unwahrheit nach andern vorbrachte, meine Schlechtigheit, meinen Leichtsinn, und somit meine Unglaubwürdigkeit zu beweisen. Und wie sich dann herausstellte, daß alles, was er mir nachsagte, auf Unwahrheit beruhte. Die Widerlegung seiner Beschimpfungen hat die Presse natürlich nicht richtig gebracht, und ich bin nicht stark genug, mich gegen solche Angriffe und gegen solche Gegner zu wehren, habe auch vor allem hierzu nicht die Möglichkeit.

Aus diesem Grunde wagte ich es, Sie um Schutz zu bitten, und ich danke Ihnen herzlichst, daß Sie auf mein Schreiben eingegangen sind. — —

Ihre ergebene

Hildegard Scheller

Diesem Schreiben, dessen Wahrhaftigkeit die Apparate der Lügenmacht in Plunder verwandelt, ist noch ein Dank für die Unterredung, die inzwischen stattgefunden hatte. Die Aufschlüsse, die diese an der Hand von Dokumenten brachte, betreffen das Walten der amtlichen Sittlichkeit und das Wüten der Sensationsbestie, jener Mißbraucher der Tageszeiten, die des Morgens, des Mittags und des Abends die Menschenerde besudeln. Was die amtliche Sittlichkeit betrifft, so hat sie wie immer funktioniert, das heißt so, daß man, wenn man ihre Protokolle veröffentlichen wollte, von ihr wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften belangt werden müßte; und es wäre auch, solange es nicht unerläßlich ist, geradezu peinlich, das Bekenntnis eines beherzten Mädchens mit der Erinnerung an die ihm angetane Häßlichkeit, soweit sie nicht schon durch die Gerichtssaalberichte belegt ist, zu konfrontieren. Was die Zutreiber der öffentlichen Moral betrifft, so wäre festzustellen, daß sie Interviews erlogen und erpreßt, Photographien geraubt und sich unter allerlei Fiktionen wie der eines ausgebrochenen Brandes den

Einlaß ins Familienzimmer erkämpft haben und daß, was immer da erschienen ist, aus den schmierigen Fingern gesogen war. Auch die Presse hat also funktioniert wie immer.

Da kommen wir mit vollem Trab,
Verzeiht! es ging nicht gütlich ab.
Wir klopften an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgetan;
Wir rüttelten, wir pochten fort,
Da lag die morsche Türe dort. — —

Wo immer menschliches Glück zu zerstören ist, ob bei Philemon und Baucis oder wo Knaben und Mädchen wohnen, die drei Gewaltigen: die vom Morgen, vom Mittag und vom Abend leisten ganze Arbeit:

— — In wilden Kampfes kurzer Zeit,
Von Kohlen, rings umher gestreut,
Entflammte Stroh. Nun lodert's frei,
Als Scheiterhaufen dieser drei.

Denn auch hier geschieht, was längst geschah. Den Lynkeus, der es nicht sieht, zu solchem Fall geschwiegen hat und nur »Es sei wie es wolle, es war doch so schön!« behauptet, löst der andere ab:

Sollt ihr Augen dies erkennen!
Muß ich so weitsichtig sein!

Gewiß, es war einer der stärksten Alpe, die ich jemals in meinem täglichen Nachtwerk berufen war durch das Wort von den Herzen der wenigen abzulösen, denen dergleichen noch den Schlaf raubt. Doch ich mußte fürchten, daß es in der größeren Quantität, die ungestaltet bleibt, begraben würde, geboren und verschlungen von einer Zeit, die nichts hat als Quantität, und daß mir nicht einmal der Abdruck des Alps vergönnt wäre, um für eine gequälte Zeugin mit einem Menschenton zu zeugen. Da hat sie sich selbst zum Wort gemeldet, und ihre Bitte um Schutz schützt sie besser, als die Abwehr aller Unbill es vermöchte. Ich bekam

eine Zuschrift, an deren Echtheit ich mit umso mehr Recht zweifeln konnte, als ich kurz vorher in einem »Schriftsatz« die Behauptung gefunden hatte, daß von tausend Menschen an der Spree kaum einer die Fackel kenne, und ich selbst dieser Behauptung als einer übertriebenen Aussage von der Verbreitung der Fackel in Berlin widersprochen habe, die doch gewiß nicht zwei- bis dreitausend Menschen dort bekannt sei. Und wie sollte zu der geringeren Zahl gerade die kleine Zeugin im Krantz-Prozeß zählen?

Wiener Vorlesungen

Mittlerer Konzerthaussaal, 23. Mai 1927, halb 8 Uhr:

I. Weg damit! — Promesse. — Zur Sprachlehre (Mit kurzer kurzer Vorbemerkung: Überfracht; Als und wie; »Verbieten« und »Sich verbitten«; Nicht zuzutrauen und nicht zuzumuten; Es trog!; Etwas, wovor man zurückschrickt; Keine Entschuldigung!). — Kleine Züge schlichter Größe hüben und drüben / Je nachdem / Rekord / Adolf Loos in Wien / In schwer dionysischem Zustand geschrieben / Die Beethoven-Zentenarfeier / Wildwest und Wien (Glosse). — Antwort Beethovens auf den Versuch, den Fremdenverkehr durch seinen hundertsten Todestag zu heben. — Vor hundert Jahren.

II. Der verlorene Sohn / Ob es der Polizei gelingen würde? / (Die Behauptung, daß in der »Neuen Freien Presse« Artikel erscheinen könnten, die irgendwelchen persönlichen Gefälligkeiten entsprechen würden, ist so lächerlich, daß sie wohl kaum einer besonderen Widerlegung bedarf. Anm. d. Red.) / Humor des Inlands / Was sich alles einschleichen kann / Der Glaserdiamant / Keinen Seufzer, wenn ich bitten darf!

III. Ein Plakat, das seine Wirkung vor dem Erscheinen getan hat.

Auf dem Programm:

Der ‚Roten Fahne' und dem ‚Neuen Wiener Journal' ist die folgende Berichtigung gesandt worden:

Es ist unwahr, daß Karl Kraus, »dem ganz fraglos durchdringende Scharfsichtigkeit in allen Dingen literarischer und sonstiger Korruption zugesprochen werden muß, es seit einigen Jahren trotzdem für geraten hielt, der sozialdemokratischen Partei Gefolgschaft zu leisten«. Wahr ist, daß Karl Kraus keiner Partei Gefolgschaft geleistet hat und leistet. Wahr ist, daß er, soweit die sozialdemokratische Partei gegen Krieg und Kriegsgewalt Stellung nahm, diese Haltung anerkannt hat. Wahr ist, daß er auf wiederholte Einladungen der sozialdemokratischen Kunststelle wie auch einzelner Arbeitervereine mit der größten Bereitwilligkeit und aus Zuneigung zur Arbeitersache Vorträge zugunsten von Fürsorgezwecken der Arbeiterschaft gehalten hat. Wahr ist, daß er der Arbeitersache Gefolgschaft geleistet hat und leistet.

Sie schreiben: »Nunmehr ist der Sozialdemokrat Karl Kraus mit der sozialdemokratischen Wipag zusammengestoßen.« Es ist unwahr, daß Karl Kraus Sozialdemokrat ist oder war, wahr ist, daß er keiner politischen Partei angehört und nie einer solchen angehört hat.

Es ist unwahr, daß ihm »die Sozialdemokratie zwecks Unterzeichnung des Fritz-Grünbaum-Aufrufes eifrig — allerdings auch vergebens — nachgelaufen ist; Karl Kraus hatte die Selbstachtung,

Wiener Vorlesungen

Mittlerer Konzerthaussaal, 23. Mai 1927, 1/28 Uhr:

I. Weg damit! — Promesse. — Zur Sprachlehre (Mit kurzer ~~kurzer~~ Vorbemerkung: Überfracht; Als und wie; »Verbieten« und »Sich verbitten«; Nicht zuzutrauen und nicht zuzumuten; Es trog!; Etwas, wovor man zurückschrickt; Keine Entschuldigung!). — Kleine Züge schlichter Größe hüben und drüben / Je nachdem / Rekord / Adolf Loos in Wien / In schwer dionysischem Zustand geschrieben / Die Beethoven-Zentenarfeier / Wildwest und Wien (Glosse). — Antwort Beethovens auf den Versuch, den Fremdenverkehr durch seinen hundertsten Todestag zu heben. — Vor hundert Jahren.

II. Der verlorene Sohn / Ob es der Polizei gelingen würde? / (Die Behauptung, daß in der »Neuen Freien Presse« Artikel erscheinen könnten, die irgendwelchen persönlichen Gefälligkeiten entsprechen würden, ist so lächerlich, daß sie wohl kaum einer besonderen Widerlegung bedarf. Anm. d. Red.) / Humor des Inlands / Was sich alles einschleichen kann / Der Glaserdiamant / Keinen Seufzer, wenn ich bitten darf!

III. Ein Plakat, das seine Wirkung vor dem Erscheinen getan hat.

Auf dem Programm:

Der ‚Roten Fahne' und dem ‚Neuen Wiener Journal' ist die folgende Berichtigung gesandt worden:

Es ist unwahr, daß Karl Kraus, »dem ganz fraglos durchdringende Scharfsichtigkeit in allen Dingen literarischer und sonstiger Korruption zugesprochen werden muß, es seit einigen Jahren trotzdem für geraten hielt, der sozialdemokratischen Partei Gefolgschaft zu leisten«. Wahr ist, daß Karl Kraus keiner Partei Gefolgschaft geleistet hat und leistet. Wahr ist, daß er, soweit die sozialdemokratische Partei gegen Krieg und Kriegsgewalt Stellung nahm, diese Haltung anerkannt hat. Wahr ist, daß er auf wiederholte Einladungen der sozialdemokratischen Kunststelle wie auch einzelner Arbeitervereine mit der größten Bereitwilligkeit und aus Zuneigung zur Arbeitersache Vorträge zugunsten von Fürsorgezwecken der Arbeiterschaft gehalten hat. Wahr ist, daß er der Arbeitersache Gefolgschaft geleistet hat und leistet.

Sie schreiben: »Nunmehr ist der Sozialdemokrat Karl Kraus mit der sozialdemokratischen Wipag zusammengestoßen.« Es ist unwahr, daß Karl Kraus Sozialdemokrat ist oder war, wahr ist, daß er keiner politischen Partei angehört und nie einer solchen angehört hat.

Es ist unwahr, daß ihm »die Sozialdemokratie zwecks Unterzeichnung des Fritz-Grünbaum-Aufrufes eifrig — allerdings auch vergebens — nachgelaufen ist; Karl Kraus hatte die Selbstachtung,

diesen Aufruf nicht zu unterschreiben . . .« Wahr ist, daß Herr Karl Kraus nie aufgefordert wurde, diesen Aufruf zu unterschreiben, offenbar aus dem Grunde, weil man der Verweigerung seiner Unterschrift von Aufrufen sicher war.

*

Architektenvereinssaal, 3. Juni, halb 8 Uhr.

Nestroy: Der konfuse Zauberer oder Treue und Flatterhaftigkeit.

Auf dem Plakat und dem Programm die folgende Notiz:

Solange die Ausstellung »Wien und die Wiener« bloß die Entwicklung der Wiener Presse und nicht auch die durch sie bedingte Rückentwicklung der künstlerischen Empfänglichkeit zur Anschauung bringt, ist ihr Bild unvollständig. Es fehlen Dokumente über die Stellung der Wiener zu ihrem größten Dichter. Diese Dokumente hätten zu betreffen: die Tatsache, daß der Versuch, ihm endlich ein Monument in Wien zu setzen, eine Komiteeangelegenheit bleibt, die sich keiner offiziellen und publizistischen Förderung erfreuen darf; die völlige Nichtbeachtung des eigentlichen Denkmals, das er sich selbst und ihm in seinem Sinne ein opfermutiger Verlag in der großen historisch-kritischen Gesamtausgabe errichtet hat: auch durch solche Wiener, die Bücher kaufen und lesen; das geringe Interesse für die Bearbeitungen, denen selbst die Bestimmung des Ertrages für wohltätige Zwecke zu keiner zweiten Auflage verhelfen konnte; die Sympathie des Publikums für die Verunstaltungen Nestroys durch das Burgtheater; die geringe Teilnahme an den Darbietungen des »Theaters der Dichtung«, durch die seiner Geistesgestalt die Ehre wird, die ihr gebührt; der Umstand, daß es nötig ist, für eines der anmutigsten Humorwerke der deutschen Sprache zu werben, um mit seinen Hörern den kleinsten Saal zu füllen, und daß es voraussichtlich nicht gelingen wird.

P. S. So ist es schließlich doch gelungen.

*

Ebenda, 17. Juni, viertel 8 Uhr:
Zum 5. Mal
Offenbach: Blaubart.
Begleitung: Otto Janowitz.
Auf dem kleinen Plakat und dem Programm die Notiz:

»Wien und die Wiener«
Der Wiener Gemeinderat hat die Subvention für ein Nestroy-Denkmal abgelehnt.

(Anm. Diese Entschließung soll später widerrufen worden sein.)

*

Ebenda, 21. Juni:
Zum 4. Mal
Offenbach: Die Großherzogin von Gerolstein,
Begleitung: Otto Janowitz.

*

Ebenda, 23. Juni:
Zum 4. Mal
Offenbach: Pariser Leben.
Begleitung: Otto Janowitz.
Auf dem Programm:

Aus einem Moskauer Bericht:

— — Nur geht der Kampf nicht gegen die Operette als solche, sondern gegen den »Wiener Operettenstil«. Die unpolitischen Kritiker schrieben, die Wiener Operette gebe dem sowjetistischen Zuschauer nichts mehr, sie erfülle nicht nur keine der sozialen Aufgaben, die die herrschende Weltanschauung dem Theater stellt, sondern sei auch für den heutigen russischen Zuschauer unverständlich und uninteressant. Und wenn die Kasse anders spreche, so sei darauf hinzuweisen, daß es Händler und Schieber sind, die das Operettentheater füllen, und die sind ja Bürger zweiter Klasse. Die Presse verlangte eine neue, und zwar eine russische Operette. — — Es ist kein Zufall, daß Granowski und Tairoff die alten französischen Operetten wählen. Vor der Regierungsbehörde, der »Repertoirekommission« können sich nur die Klassiker der Operette behaupten. Und auch das Moskauer Operettentheater wird gezwungen, sich diesen Forderungen anzupassen. »Die Zirkusprinzessin« ging noch über die Bretter, aber dann wurde von oben her die Forderung nach der Belebung der alten klassischen Operette gestellt. Und so versucht sich das Moskauer Operettentheater in Offenbachs »Schöne Helena«. — — Die Diskussion über die Operette ergab nun, daß endlich die Operette als solche von der Öffentlichkeit Moskaus, damit auch von der Öffentlichkeit Rußlands »de jure« anerkannt wird. Bei der Erörterung der Fragen: Brauchen wir noch die klassische Operette? Und wie soll die russische Operette beschaffen sein? siegte die Meinung, daß auf Offenbach und Lecocq noch nicht verzichtet werden kann — —.

In der zweiten Zusatzstrophe des Terzetts Gondremark, Baronin und Joseph waren (im Sinne der Ankündigung auf S. 32 des ~~letzten Heftes~~) die Zeilen des Joseph:

Nein, der erpreßt doch nicht mehr da,
Vielmehr schon in Amerika

ersetzt durch:

Der hat sich schon von uns gewandt,
Er weiß was auf sein Vaterland.

*

Mittlerer Konzerthaussaal, 9. Oktober, 7 Uhr

Theater der Dichtung

Zum 1. Mal

Madame L'Archiduc

Operette in drei Akten. Musik von Jaques Offenbach.

Text nach Albert Millaud von Karl Kraus

Musikalische Einrichtung für den Vortrag und Begleitung: Otto Janowitz

Personenverzeichnis der Pariser Uraufführung im Theater des Bouffes Parisiens am 31. Oktober 1874 und der Wiener Erstaufführung am 16. Januar 1875 im Theater an der Wien (in der Bearbeitung von Julius Hopp unter dem Titel »Madame Herzog oder: Die Verschwörung zu Montefiascone«)

Erzherzog Ernst	MM. Doubray	Hr.	Friese
Graf von Castelardo	L. Fugère	„	Rüdinger
Herzog von Pontefiascone (Scaevola) — Verschworene	Grivot	„	Girardi
Marquis von Frangipano (Coclès) — Verschworene	Scipion	„	Rott
Graf von Bonaventura (Themistocle) — Verschworene	Jean-Paul	„	Fink
Bonardo (Licurge) — Verschworene	Guyot	„	Eichheim
Pianodolce — Minister	Courcelles	„	Thalbot
Andantino — Minister	Durand	„	Romani
Chi-lo-sa — Minister	Rivet	„	Jäger
Tutti-frutti — Minister	Maxnère	„	Gärtner
Riccardo, Castellan auf dem Chateau Castellardo	Desmonts	„	Martinelli
Der Wirt der Herberge »Della conspirazione permanente«	Homerville	„	Schreiber
Giletti, Kellner in der Herberge	Habay	„	Czika
Beppino	Maxnère		
Die Gräfin von Castelardo	Mmes. B. Perret	Frl.	Wieser
Fortunato, Kapitän der Dragoner	Grivot	Frau	Karoline Tellheim a. G.
Marietta, Mädchen in der Herberge	Judic		Marie Geistinger
Giacometta	Godin		

Herren und Damen am Hofe, Pagen, Dragoner, kleine Soldaten, Kellner, Mädchen, Domestiken, Verschworene, Volk.

der Halévy die Mitarbeit am Millaud'schen Text zuschreibt, die Handlung ungenau erzählt und, anders als die bei Calmann-Lévy neu aufgelegte Buchausgabe und wohl irrtümlich, 1873 als das Jahr der Uraufführung angibt — sagt, dieser Text sei »d'une facture soignée«, und nennt die Musik »une des partitions les plus heureuses de la seconde série, qui va de 1871 à la mort du maître . . . . Dès l'ouverture on est pris par cette fantaisie qui est la marque même d'Offenbach: un rhythme fou, dégingandé, auquel succède une phrase câline, telle une supplication qui voudrait se faire pardonner un mouvement désordonné.« Die Marietta der Madame Judic, in Wien von der Geistinger gespielt, wird als »une inoubliable création« besprochen. Partien wie die Inkognito-Szene im dritten Akt mit dem Chor »Pas de scandale!«, oder auch das A B C-Sextett im zweiten, gehören zu dem Stärksten, was das heitere Theater je vermocht hat, und mit einem Entree wie dem »Original« des Erzherzogs erscheint selbst das des Generals Bumbum aus der »Großherzogin von Gerolstein« übertroffen. Würdig vertritt diese Operette eine Schöpfung, der der Biograph abschließend die folgende Charakteristik widmet: »S'il faut résumer son oeuvre, on peut dire qu'il a découvert un monde nouveau, une île inconnue, la terre du rire musicale . . . . Il a peuplé ainsi le cerveau de ses contemporains de toute une série de créations qui sont des modèles d'esprit, de bonne humeur, d'ingénuité malicieuse. Il a donné la vie à de soi-disant marionettes qui n'étaient en réalité que des êtres humains regardés par le petit bout de la lorgnette et dont il a quelque peu défiguré la forme afin que personne ne pût se reconnaître et se sentir blessé. Il a étè l'historien musical de son temps, un Daumier qui aurait employé les notes de la gamme pour dessiner des silhouettes. Avec Hervé, qu'il ne faut jamais oublier, il a donné naissance à un genre, l'operette, qui est française, parisienne, comme la valse est allemande, viennoise . . . .« Nur eben mit dem Unterschied zwischen der geistigen Tat, die die Kausalität der menschlichen Dinge aufhebt, und einem Zeitvertreib, der sie unterbricht. Durch die Erneuerung der »Madame l'Archiduc« ist unserer Bühne ein Werk geschenkt, mit dessen Verschmähung sie, dem Geist unzugänglich, an Technik und Tanz verloren, ihre eigene Verschollenheit und Unrettbarkeit dartun wird.

Das Textbuch ist bei R. Lányi erschienen; der Klavierauszug bei Choudens, Paris/Boulevard des Capucines Nr. 30.

*

Weigl's Antoniussaal, 23. Oktober, 7 Uhr (Für die Österreichische Rote Hilfe):

Die letzten Tage der Menschheit: Tafelszene.

*

Architektenvereinssaal, 20. November' 7 Uhr:

Zum 2. Mal
Offenbach: Madame l'Archiduc.
Begleitung: Otto Janowitz.

Auf dem Programm:

Plakatnotiz: »Dieser Vortrag ist, nebst der Darbietung Offenbachs, einer aus ‚eigenen Schriften'. Dem Wunsch nach den sonst so bezeichneten Vorträgen kann nicht entsprochen werden.«

Zu dieser Notiz wird bemerkt, daß der Vortrag aus eigenen Schriften, durch die erwachende sprachliche Problematik jedes Wortes, von jeher den Vortragenden vor eine Aufgabe gestellt hat, deren Schwierigkeit der Hörer auch nicht annähernd ermessen konnte. Dazu kommt oder damit verbunden ist die Bedenklichkeit einer Zugkraft, die sich vielfach jenem Mißverständnis verdankt, das die Reduktion auf das Stoffliche gerade der persönlichen Vertretung zur Pein macht. Damit sei nicht gesagt, daß nicht Stimmung oder Wahrnehmung einer augenblicklichen, selbst stofflichen Notwendigkeit solche Veranstaltungen wieder ermöglichen könnte; nur verständlich gemacht, daß im allgemeinen und gerade jetzt die Unlust überwiegt, das eigene Wort zu sprechen, jetzt, wo dies vielleicht wichtiger als sonst wäre, wo aber neben der völligen Hoffnungslosigkeit, damit den gröbsten Stoff zu durchdringen, eine gewisse Gefahr für den entflammten Hörer besteht. Auf eine fragwürdige Heiterkeit jenseits des Grauens, in dem wir gefangen sind, verzichtet der Vorleser. Mit keinem andern Werke aber fühlt er sich freier und darum verbundener als mit dem fremden, und vorläufig bedeutet ihm Offenbach, mehr noch als jede andere Geisteswelt, die Entschädigung für alles, was Zeit und Ort ihm anhaben können. Er möchte diese Schätze, die die protzige Armut heutigen Kunstwirkens beschämen, am liebsten tagtäglich darbieten. Doch was würde die Stumpfheit, von der er sich bei Offenbach erholt, besser bezeichnen, als daß es ihm so selten vergönnt ist? Die Gelegenheit, dies zu sagen, sei aber auch zu der Erklärung benützt, daß der Autor der deutschen »Madame l'Archiduc« diese mit Fug als »eigene Schrift« ansprechen kann. Er ist frei von dem Verdacht, im Bereich eines Interesses, das allen Literaturlumpen zugewendet bleibt, zur Verbreitung seiner totgeschwiegenen Arbeiten mehr zu tun, als sie ihrem Leben verdanken. Er fragt aber jene Leser, deren leidenschaftliche Aufmerksamkeit leider auch dem letzten Angriffsschund, der mit seinem Werk verknüpft ist, zum Absatz verhilft: wie es denn kommt, daß sie an dieser Leistung, die er seiner eigentlichen Sprachproduktion zuzählt, bisher vorübergegangen sind. Und es geht schon in einem, die geringe Nachfrage nach der Bearbeitung von Nestroys ~~entzückendem~~ »Konfusen Zauberer« als eine Schande zu bezeichnen. Wenn es

ein Mittel gäbe, die Leserschaft der Fackel auf jene einzuschränken, die auch für so etwas Verständnis haben, und das Auditorium der Vorlesungen auf solche, die auch Shakespeare, Nestroy und Offenbach hören wollen, es sollte geschehen! Dann befände sich Autor wie Vorleser der »eigenen Schriften« in guter Gesellschaft.

*

Ebenda, 9. Jänner, 7 Uhr.
Zum 5. Mal
Offenbach: Die Großherzogin von Gerolstein.

*

Mittlerer Konzerthaussaal, 13. Jänner, 7 Uhr:

I. Das Ereignis des Schweigens. — Vorbemerkung. »Die Könige, die wir längst vertrieben . . .«, Zeitstrophen zum Lied der Clairette aus »Angot« von Lecocq. (Begleitung Johanna Jahoda).

II. Die letzte Nacht.

Vorbemerkung:

In der entzückenden Operette von Lecocq »Angot, die Tochter der Halle«, die in Paris unter dem Direktorium 1797 spielt (Uraufführung in Brüssel 1872), singt Clairette Angot das Spottlied ihres Liebhabers Ange Pitou auf Monarchie und Republik, drei Strophen mit dem Sinn, daß sich die Günstlingswirtschaft nicht verändert habe, und mit dem Refrain:

C' n'était pas la peine
Non, pas la peine, assurément,
De changer de gouvernement!

Die berühmte Musik trägt den Text, der in zwei entsprechend dürftigen Übersetzungen vorliegt. Deren verschiedene Refrains verwende ich für zwei (ein wenig redigierte) Strophen, um diese, wie gewohnt, in ein Zeitgemäßes fortzusetzen, das auch hier der satirischen Melodie wie angeboren scheint und vice versa.

Programmnotiz:

Aus dem Organ der reichsdeutschen Katholiken: »Literarischer Handweiser« (Verlag Herder), Januarheft 1928, p. 274 ff. »Finis Austriae im Roman« von Ernst Alker, z. Zt. Wien, p. 282:

»So können wir nicht umhin, auszusagen, daß es trotz sehr beachtenswerter Ansätze und bedeutender Vorstöße noch keine Prosa-Epopöe von Finis Austriae gibt. Nichts ist vorhanden, das dem Stifterschen Epos vom frühherbstlichen Österreich vergleichbar wäre: »Der Nachsommer«. Nichts ist auch vorhanden, das neben dem ungeheuren Possen-Drama von Karl Kraus stehen könnte: »Die Letzten Tage der Menschheit«, das Werk eines Geistes, so groß wie Swift, eine satirische Dichtung, die man

ein Mittel gäbe, die Leserschaft der Fackel auf jene einzuschränken, die auch für so etwas Verständnis haben, und das Auditorium der Vorlesungen auf solche, die auch Shakespeare, Nestroy und Offenbach hören wollen, es sollte geschehen! Dann befände sich Autor wie Vorleser der »eigenen Schriften« in guter Gesellschaft.

*

Ebenda, 9. Jänner, 7 Uhr.
Zum 5. Mal
Offenbach: Die Großherzogin von Gerolstein.

*

Mittlerer Konzerthaussaal, 13. Jänner:

I. Das Ereignis des Schweigens. — Vorbemerkung. »Die Könige, die wir längst vertrieben . . .«, Zeitstrophen zum Lied der Clairette aus »Angot« von Lecocq. (Begleitung Johanna Jahoda).

II. Die letzte Nacht.

Vorbemerkung:

In der entzückenden Operette von Lecocq »Angot, die Tochter der Halle«, die in Paris unter dem Direktorium 1797 spielt (Uraufführung in Brüssel 1872), singt Clairette Angot das Spottlied ihres Liebhabers Ange Pitou auf Monarchie und Republik, drei Strophen mit dem Sinn, daß sich die Günstlingswirtschaft nicht verändert habe, und mit dem Refrain:

C' n'etait pas la peine
Non, pas la peine, assurément,
De changer de gouvernement!

Die berühmte Musik trägt den Text, der in zwei entsprechend dürftigen Übersetzungen vorliegt. Deren verschiedene Refrains verwende ich für zwei (ein wenig redigierte) Strophen, um diese, wie gewohnt, in ein Zeitgemäßes fortzusetzen, das auch hier der satirischen Melodie wie angeboren scheint und vice versa.

Programmnotiz:

Aus dem Organ der reichsdeutschen Katholiken: »Literarischer Handweiser« (Verlag Herder), Januarheft 1928, p. 274 ff. »Finis Austriae im Roman« von Ernst Alker, z. Zt. Wien, p. 282:

»So können wir nicht umhin, auszusagen, daß es trotz sehr beachtenswerter Ansätze und bedeutender Vorstöße noch keine Prosa-Epopöe von Finis Austriae gibt. Nichts ist vorhanden, das dem Stifterschen Epos vom frühherbstlichen Österreich vergleichbar wäre: »Der Nachsommer«. Nichts ist auch vorhanden, das neben dem ungeheuren Possen-Drama von Karl Kraus stehen könnte: »Die Letzten Tage der Menschheit«, das Werk eines Geistes, so groß wie Swift, eine satirische Dichtung, die man

H

freilich im Ausland gerechter und anerkennender betrachtet als in Österreich, wo man sie entweder totschweigt, verketzert oder voll Enthusiasmus mißversteht«.

In Österreich, dessen katholische Führer dem Autor selbst die Anerkennung einer Antwort schuldig bleiben.

In Vorbereitung:

Die Unüberwindlichen
oder
Leben und leben lassen
Ein Nachkriegsdrama

(Anm. Der Untertitel ist im Buch nicht enthalten.)

*

Architektenvereinssaal, 30. Januar, 1/4 8 Uhr:
Zum 5. Mal
Eine Wohnung zu vermieten ~~/ Posse mit Gesang in drei Akten von Johann~~ Nestroy / Musik von Victor Junk.
Lied des Cajetan mit der in der Gesamtausgabe enthaltenen ersten Strophe.

Auf dem Programm Zitat aus der ursprünglichen Programmnotiz:

Wenn je eines dramatischen Autors Mißerfolge gegen das zeitgenössische Publikum und die zeitgenössische Kritik gezeugt haben, so die Nestroys. Seine blendendsten und tiefsten Worte, seine lebendigsten Szenen stehen in seinen durchgefallensten und verschollensten Stücken. Die Kritik jener Zeit, von vorbildlich korrupten Interessenten geführt, hatte das Publikum so in der Hand, daß sie ein entzückendes Genrebild wie diese Posse durch giftige Ausstreuungen zu Falle bringen und, indem sie den Gipfel der Frechheit und Albernheit erklomm, bewirken konnte, daß es nach drei Aufführungen für immer von der Bühne verschwand. Und doch hätten Generationen von Lokalautoren von dem Reichtum in Situation und Dialog leben können und haben es wohl auch getan. — — Die Erstaufführung hat am 17. Januar 1837 zu Nestroys Benefiz stattgefunden, und das Publikum hat ihm dabei übel mitgespielt. Auf Anregung des Vortragenden wurde das Stück, mit starker Wirkung, im Herbst 1924 im Lustspieltheater aufgeführt.

Zusatz:

In der historisch-kritischen Gesamtausgabe (herausgegeben von Fritz Brukner und Otto Rommel unter Mitwirkung von Adolf Hoffmann, Verlag von Anton Schroll & Co., Wien, Band IX)

heißt es (S. 595, 596): »... So entstand eine Vollplastik kleinbürgerlichen Wienertums, die den Wienern kaum gefallen konnte. Sie waren zwar Verspottung ihrer Art und Unart gewöhnt, aber diese Verspottung mußte doch schließlich in eine Verherrlichung umschlagen. Bei Gundelhuber aber fehlte sogar der übliche Preis des goldenen Wiener Herzens. Kein Wunder, daß sie sich ablehnend verhielten .... In diesem Reichtum der Charakteristik beruht der Wert dieses Stückes, der bei der Aufführung offenbar nicht zur Geltung kam. In neuerer Zeit hat Karl Kraus besonders darauf hingewiesen und ihm durch seine meisterliche Vorlesekunst zu einer Wirkung verholfen, die ihm bei den ersten Aufführungen versagt blieb, und zwar, wie es scheint, in der Hauptsache aus Gründen, die außerhalb des Stückes lagen .... Es erlitt einen lärmenden Durchfall und verschwand nach drei Aufführungen vom Repertoire. Auch die allgemein gelobte Kraft der Darstellung (Gundelhuber — Nestroy, Cajetan — Scholz, Heuschreck — Hopp, Wohlschmack — Stahl, Flint — Ritter, Kunigunde — Mad. Fehringer, Amalie — Dlle Condorussi, Luise — Dlle Weick, Madame Chaly — Dlle Planer, Lisette — Dlle Weiler) konnte das Stück nicht retten. Viel aufgehäufte Animosität gegen den unbequemen Satiriker entlud sich bei dieser Gelegenheit, und es gab einen förmlichen Kampf zwischen Nestroy und dem Publikum, den die Besprechungen anschaulich schildern.« Sie ermöglichen vor allem die vollkommene Anschauung giftigen Dünkels und lebensgefährlicher Stupidität als der Grundlage, auf der von jeher der nichtsnutzigste und unberufenste aller Berufe mit dem Machtmittel des Drucks lebendiges Theaterleben malträtiert hat.

*

Ebenda, 4. Februar, 1/4 8 Uhr:

I. Zum 7. Mal

Judith und Holofernes ~~Travestie mit Gesang in einem Akt von Johann~~ Nestroy Musik von Victor Junk (Marsch und Entree des Joab nach der Originalmusik von Carl Binder).

II. Zum 5. Mal

Tritschtratsch ~~Posse mit Gesang in einem Akt von Johann~~ Nestroy Musik nach Angabe des Vortragenden (Lied der Kotton von Mechtilde Lichnowsky).

Zum erstenmal mit dem Entreelied der Babette (in der Melodie der Kotton).

*

Ebenda, 9. Februar, 1/48 Uhr:

Zum 13. Mal

I. Das Notwendige und das Überflüssige (nach »Die beiden Nachtwandler«), Posse mit Gesang in zwei Akten von Johann Nestroy, bearbeitet von Karl Kraus.

II. Aus Redaktion und Irrenhaus.

Das Lied von der Chimäre zum erstenmal mit Zusatzstrophen.

Auf diesem und vier weiteren Programmen der Aufruf zur Sammlung für die Mutter des neunzigsten Todesopfers der Polizei.

*

Ebenda, 11. Februar, 10 Uhr.

Zum 6. Mal

Offenbach: Blaubart.

Begleitung: Otto Janowitz.

Von den vielen Zeitstrophen zu Offenbach und Nestroy werden hier — außer den zu den Berliner Vorträgen vermerkten und in »Schober im Liede« enthaltenen — nur diese und das Terzett auf S. 7 abgedruckt:

Manchen dürfte mehr entzücken,
Ob Sie's glauben oder nicht,
Josephine Bakers Rücken
Als dem Hartleb sein Gesicht.
Das Nackerte is nix für Wean,
Denn wir pflegen [[: selbst die Fremden :]]
Auszuziehn bis [[: auf die Hemden :]]
A Nackerte, die bleib' uns fern,
Die kann uns den Rücken kehr'n!

Chor

Denn wir pflegen [[: selbst die Fremden :]]
Auszuziehn bis [[: auf die Hemden :]]
Tänzerinnen ohne Hemden
Können uns den Rücken kehr'n.
Die schon ausgezog'nen Fremden
Ham'r in Wean nicht gern!

*

Ebenda, 18. Februar, 1/2 8 Uhr:
Zum 5. Mal
Der Zerrissene ~~Posse mit Gesang in drei Akten von Johann Nestroy~~
Programmnotizen:

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei angemerkt, daß sich der Titel »Der Zerrissene« lediglich auf den Gemütszustand einer vormärzlichen Privatperson bezieht.

Das nächste Heft der Fackel enthält einen Beitrag von Emmerich Bekessy.

Das Nachkriegsdrama »Die Unüberwindlichen« erscheint im April. (Richtig: Mai.)

*

Ebenda, 23. Februar, ~~halb~~ 8 Uhr:
Zum 8. Mal
Der Talisman ~~Posse mit Gesang in drei Akten von Johann Nestroy~~

*

Ebenda, 25. Februar, 10 Uhr:
Zum 8. Mal
Der böse Geist Lumpazivagabundus ~~Zauberposse mit Gesang in drei Akten von Johann Nestroy.~~ Musik von Adolph Müller sen.

Mit dem Entree des Leim (Text von Nestroy, Musik von Suppé, 1856).

~~Es~~ wurde nicht, wie einem Druckversehen zufolge auf dem Programm mitgeteilt war, an diesem Abend (sondern am 1. März 1926) zum 1. Mal vorgetragen.

Als letzte Strophe des Knieriem-Couplets die Schober-Strophe (S. ⊐). Nach Schluß Ansprache (S. ⊐).

*

Gewerbevereinssaal, 13. März, 1/28 Uhr:
Zum 3. Mal
Offenbach: Madame l'Archiduc (Frau Erzherzog).
Begleitung: Otto Janowitz.
Vorwort auf dem Programm:

Kein Widerstand der Zeit- und Ortsverhältnisse wird den Vortragenden abhalten, für dieses edelste und lieblichste der Offenbach-Werke einzustehen. Mit seiner Verschmähung hat die heutige Musikbühne ihre eigene Verschollenheit und Unrettbarkeit dargetan. Die Wiener Theaterwelt, aber auch das Publikum des Vorlesers (der ihm jetzt keine anderen »eigenen Schriften« als

Ebenda, 18. Februar, 1/2 8 Uhr:
Zum 5. Mal
Nestroy: Der Zerrissene. Musik von Mechtilde Lichnowsky.

Programmnotizen:

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei angemerkt, daß sich der Titel »Der Zerrissene« lediglich auf den Gemütszustand einer vormärzlichen Privatperson bezieht.

Das nächste Heft der Fackel enthält einen Beitrag von Emmerich Bekessy.

Das Nachkriegsdrama »Die Unüberwindlichen« erscheint im April. (Richtig: Mai.)

*

Ebenda, 23. Februar, 1/28 Uhr:
Zum 8. Mal
Nestroy: Der Talisman. Musik nach Angabe des Vortragenden.

*

Ebenda, 25. Februar, 10 Uhr:
Zum 8. Mal
Nestroy: Der böse Geist Lumpazivagabundus. Musik von Adolph Müller sen.

Mit dem Entree des Leim (Text von Nestroy, Musik von Suppé, 1856). Es wurde nicht, wie einem Druckversehen zufolge auf dem Programm mitgeteilt war, an diesem Abend (sondern am 1. März 1926) zum 4 Mal vorgetragen.

Als letzte Strophe des Knieriem-Couplets die Schober-Strophe (S.). Nach Schluß Ansprache ( ).

*

Gewerbevereinssaal, 13. März, 1/28 Uhr:
Zum 3. Mal
Offenbach: Madame l'Archiduc (Frau Erzherzog).
Begleitung: Otto Janowitz.
Vorwort auf dem Programm:

Kein Widerstand der Zeit- und Ortsverhältnisse wird den Vortragenden abhalten, für dieses edelste und lieblichste der Offenbach-Werke einzustehen. Mit seiner Verschmähung hat die heutige Musikbühne ihre eigene Verschollenheit und Unrettbarkeit dargetan. Die Wiener Theaterwelt, aber auch das Publikum des Vorlesers (der ihm jetzt keine anderen »eigenen Schriften« als

Architektenvereinssaal, 15. März:
Zum 5. Mal
Offenbach: Pariser Leben.
Auf dem Programm die Notiz vom 23. Juni 1927.
Zur Moissi-Strophe (Siehe Nr. 7)

Joseph

Oh den hör'n Sie ganz gewiß,
Das gibt's jetzt auch schon in Paris.

Baronin

Noch lieber hätt', ich muß gestehn,
Ich als Ophelia ihn gesehn.

Gondremark

Ich kam die Baker anzusehn,
Das schöne nackte Negerkind.
Doch müßt' ich da nach Wien wohl gehn,
Woselbst die Botokuden sind.

Joseph

Mein Herr, das hat doch keinen Zweck,
Das ärgert bloß den Jerzabek.

Gondremark

Ja sagen Sie, warum denn nur?

Joseph

No weg'n der eigenen Kultur!

Baronin

Das find' ich äußerst ennuyant:
Weil eine Negerin auftritt nackt,
Die Christen dort am Donaustrand
Die sittliche Empörung packt.

Joseph

Ja die Erscheinung ist bekannt,
Die Gründe liegen auf der Hand.

Baronin

Ich weiß, man ist gewohnt in Wien —

Joseph

Die Fremden selber auszuziehn.

*

Mittlerer Konzerthaussaal, 7. Mai, 1/48 Uhr:

Zum 1. Mal

Die Unüberwindlichen, Nachkriegsdrama in vier Akten.

I. Vorwort und Inhaltsangabe. Anfang des II. Aktes. III. (gekürzt).
II. IV. Akt (gekürzt). (Das Couplet Wackers wiederholt).
Begleitung: Olga Novakovic.

Auf dem Programm Bemerkung über den Abschluß der Sammlung Hans Erwin Kiesler.

Vorwort und Inhaltsangabe:

Worte Kierkegaards, der vor Gott noch höhere Verantwortung gefühlt hat als Seipel: (Nr. 777, S. 16)

[Hierauf Vorwort des Dramas:]

Diese Welten haben die Titel: Die von der Pfeife und Die Diesbezüglichen. Der erste Akt führt in das Redaktionsmilieu derer von der Pfeife; der zweite macht die Sprache der Diesbezüglichen vernehmbar. Die Gegenspieler und am Ende Zusammenspieler sind einer, der Barkassy heißt und die Pfeife herausgibt, und einer, den ich Wacker nenne und der für die öffentliche Sicherheit sorgt. Die Stadt tanzt nach der Pfeife, aber Barkassy ist nicht wohl zumute. Es rieselt im Gemäuer. Barkassy steht vor der Flucht aus der Stadt, die er im Sturm seines gewinnenden Naturells erobert hatte. Sie lag ihm zu Füßen, aber sie erhob sich, als ihn der Pfeil eines, den Ich Arkus nenne, getroffen hatte. Er soll nicht genannt sein, darum habe ich aus seinem Namen dieses Anagramm gebildet. Arkus, der als Vertreter einer moralischen Forderung nur die ihm gebührende schattenhafte Rolle im Drama spielt, ist Herausgeber einer Zeitschrift »Der Pfeil«. Der erste Akt ist im großen Ganzen ein Dialog zwischen Barkassy und dem Redaktionssekretär Fallotai, in den unsichtbar die Figur eines bestechenden Kaffetiers hineinspielt. Fallotai steht für keine Einzelgestalt, sondern ist ein Symbol, worin dieses ganze Ensemble schwankender Gestalten zusammengefaßt erscheint, deren Libertinerchor durch Jahre das Gehör der Stadt erfüllt hat und ihre Taschen leeren half. Wenn der Vorhang aufgeht, hört man aus dem Hintergrund:

Gleichwohl, Barkassy ist zusammengebrochen, von moralsentimentalischen Anwandlungen befallen. Fallotai pulvert ihn auf, indem er als mahnendes Gewissen des Libertinertums ihn an seine Kulturmission erinnert. Mit dem Rufe: »Sie wollen ein Erpresser sein?« gibt er ihm das verlorene Selbstbewußtsein wieder. Aus dem Hintergrund ertönt eine Jazzband, die der bestechende Kaffetier mitgebracht hat, Barkassy tanzt, und der Vorhang fällt.

Nun bereitet sich freilich sein Zusammenbruch vor, aber es war bloß ein Zusammenbruch seiner Nerven. Denn in Wahrheit ist es der Auftakt zu dem großen Emporstieg, den die Handlung von der Flucht Bekessys bis zu seiner triumphalen Wiederkehr begleitet. Der zweite Akt bringt seinen Sieg über die Sicherheitsbehörde, die im Begriffe, der Erpressung an den Leib zu rücken, ihr selbst erliegt. Freilich vermag dieser Erfolg das Debacle nicht aufzuhalten, da inzwischen die Justiz zu einem Schlage ausgeholt hat und Barkassy mit seinen Nerven durchgegangen ist. Der dritte Akt spielt in Paris, im Hotelboudoir eines großen Finanzmannes, den ich Camillioni nenne. In diesen Akt reflektieren die Juliereignisse und sonstige Vorfälle der Heimat, über welche die Sekretärin Camillionis apparatmäßig, aber doch nicht ohne inneren Anteil Bericht erstattet. Es folgt, furchtbar geahnt, der Eintritt des Erpressers, des Lebenspeinigers, und es spielt sich nun eine Szene ab, die man dem Sprung eines Panthers auf einen Büffel vergleichen möchte. Barkassy begibt sich mit der Beute einer Milliarde auf dem Heimweg, auf dem kein Hindernis mehr liegt, aus dem einfachen Grunde, weil er, mit dem Zugewinn seiner Nervenkraft, zur unüberwindlichen Frechheit heimgefunden hat. Der Schlußakt bietet im Rahmen einer polizeilichen Weihnachtsbescherung, deren Clou die Rückkehr des Erpressers bildet, ein Greuel~~gemälde~~ blutiger Gemütlichkeit, vergleichbar der Orgie am Schlusse der »Letzten Tage der Menschheit«. Das Strafgericht über eine Sphäre, die aktiv mit Karabinern und passiv gegen einen Revolver war, bricht jedoch nicht in Form von Visionen herein, sondern in einem Katarakt von Berichten, einem Tohuwabohu von tödlicher Wahrheit und lebloser Phrase, das entfesselte Polizeiautomaten, durch einen Fehler der Gehirnkonstruktion in Unordnung gebracht, von sich geben. Die Banalität speit sich aus und die Vorschriftswidrigkeit treibt sich bis zum Weheruf für das 90. Todesopfer. Der Schluß vereinigt die Sphären von Fibel und Finte, die beiden Unüberwindlichen, unter dem Christbaum; Barkassy, zwischen den Kindlein stehend, verzeiht in einer Aussprache voll Großmut und sieghafter Frechheit der feindlichen Autorität und erteilt der bürgerlichen Welt, die er vor sich in Schreck und christlicher Ergebung versammelt sieht, die Erlaubnis, Stille Nacht heilige Nacht anzustimmen.

H Irblean

Trotz alledem ist es kein »Schlüsseldrama«, bei dem man mit dem Schlüssel der Namen die Wirklichkeit erst aufzuschließen hätte. Denn diese Namen sind nur zugunsten der inneren Wahrheit verliehen und die Lebensfiguren müßten von rechtswegen so heißen. Ich lese nun den Anfang des zweiten Aktes, welcher auf einer Doppelbühne spielt, deren Einteilung der seelischen Zwiespältigkeit des Milieus gemäß ist. Rechts wird Arkus mit Wacker unterhandeln, links Barkassy mit einem Funktionär, dessen verborgenem Wesen ich mit dem Namen Veilchen gerecht werde. Die Gespräche wechseln ab. Rechts und links werden Dokumente geprüft, dort handelt es sich darum, daß eine Leumundsnote verschärft, hier, daß sie verschönt wird. Hier wird der Sieg davongetragen.

64/65

[ ]

[Vortrag des Anfangs des II. Aktes (S. 39, 40, 41, aus 42 und 43)]

Wacker übergibt dem Präsidialisten seine Beiträge für die Weihnachtsnummern der Blätter aller Konfessionen und ~~Parteien~~ und empfängt hierauf Arkus. Dann empfängt Veilchen Barkassy. Die Gespräche wechseln dreimal jeweils verdunkelt sich mit dem Schauplatz der Sachverhalt. Wackers Leitmotiv: Bitte — ich bin zu jeder Unterstützung bereit — nur persönlich — kann ich nicht hervortreten. Der Kampf selbst ist Ihre Sache — ich mache alles — nur persönlich —. Veilchen führt eine mit Latinismen und Redeblumen geschmückte Sprache banaler Bildung, die Barkassy mit Recht kuriale Schmonzes nennt. Am Ende des Aktes, ~~Auch~~ nach eine Szene zwischen Wacker und Veilchen, ist die neue Leumundsnote fertig. Sie lautet im Wesentlichen: »Der Genannte ist etc. geboren. Er hat eine aus sechs Zimmern und den dazugehörigen Nebenräumen bestehende Wohnung inne, hält sich Dienstboten und führt einen bürgerlichen Haushalt.« — Nicht mehr allzu lange, denn der dritte Akt spielt in Paris.

(dessen Vortrag gefolgt ist.)

105

Notizen

Seit Juni 1927 wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Dem Landerziehungsheim Obritzberg der »Bereitschaft« (Erlös aus älteren Nummern der Fackel, Rezensionsexemplaren, Autogrammen und Porti S 173·54, aus Photographien und Karten [Aufnahmen aus den Ateliers Joël-Heinzelmann, Charlottenburg, und Trude Fleischmann, Wien] S 54·—) S 227·54.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (15. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige«) S 23·20.

Dem Arbeiterverein »Kinderfreunde« (9. Abrechnung »Die Ballade vom Papagei«) S 7·65.

Von dem Ertrag der Vorlesungen 23. Mai, 3., 17., 21., 23. Juni, 9. Oktober, 20. November 1927, 9., 13., 30. Januar, 4., 9., 11., 18., 23., 25. Februar, 13., 15. März 1928 (mit S 15·— Spende E. S.) an die Reichsanstalt für Mutter- und Säuglingsfürsorge, an das Invalidenheim-Militärinvalidenhaus, Wien, XIII., und an Bedürftige S ~~947·94~~.

Der Ertrag der Vorlesung 23. Oktober, veranstaltet von der Österreichischen Roten Hilfe, an diese für die Opfer des 15. Juli S 502·90.

Diversen Zwecken S 119·50.

Der Sammlung der Österreichischen Roten Hilfe und der der Arbeiter-Zeitung (je S 100·—) für die Opfer des 15. Juli, und an Bedürftige der Erlös aus dem Verkauf der von Dr. R. T. für wohltätige Zwecke zur Verfügung gestellten Fackel-Jahrgänge S 423·25.

Der Österreichischen Roten Hilfe für die Opfer des 15. Juli 3 Spenden von H. G. (600 Dinar) S 80·80.

An Notleidende in Innsbruck unter »Karl Kraus« von C. St. S 250·—.

An einen notleidenden Studenten (Sammlung F. W.) S 111·—.

Für das Ottakringer Mütterheim unter »Karl Kraus« von M. D. S 55·—.

Sammlung für die Mutter des neunzigsten Todesopfers der Polizei Hans Erwin Kiesler: Der Herausgeber der Fackel (Erlös aus dem Verkauf des Manuskriptes »Der Reim«) S 1000·—, Personal der Druckerei Jahoda & Siegel S 20·—, Erna Löwenberg S 5·—, E. K. S 10·—, Dr. Fritz Novotny S 30·—, Frieda Wacha S 20·—, Professor Dr. tech. Karl Jaray S 100·— (»Sehr geehrter Verlag der Fackel! Der Betrag von S 100·—, den ich durch die Postsparkassa sende, ist als Beitrag zu der von Herrn K. K. eingeleiteten Sammlung für die Mutter des von der Polizei getöteten Hans Erwin Kiesler bestimmt. Ich würde dieser Menschenpflicht ohne Nennung meines Namens genügen, wäre hier die Nennung nicht ein Bekenntnis zu Karl Kraus

und zu seinem Kampf gegen Schober. Wie könnten wir, denen kein gedrucktes Wort zu Gebote steht, sonst dem Wunsche aus leidenschaftlichem Herzen entsprechen, an diesem edlen und reinen Kampfe teilzunehmen! . . .«), Max Lobkowicz S 500·—, Adele Fischer S 3·—, W. u. K. S 100·—, Heinrich Fischer (Rm. 38·—) S 64·60, Oskar Kornfeld (Kč 100·—) S 21·—, Sammlung P. M. S 15·—, Sammlung Dr. Schornstein, Mährisch-Ostrau (Kč 900·—) S 187·42, Dr. Oskar Samek S 50·—, M. B. S 20·—, M. D. S 200·—, G. B. S 20·—, »Ungenannt« S 10·—, E. S. S 20·—, von den Kattowitzer Lesern der Fackel (Rm. 60·— und Złp. 75·—) S 160·90, M. B. (Rm. 20·—) S 33·30, Angestellte der sozialdem. Kunststelle S 50·—, G. W. P. S 3·—, A. u. K. V. S 20·—, Binder S 20·—, Dr. V. M. S 10·—, A. K. S 20·—, Otto Donáth S 2·—, Herbert Dirmoser S 10·—, Dr. Paul Raumann S 50·—, Sammlung Ernst Kornblüh S 34·—, Dr. Eva Eigenfeld S 10·—, E. H. S 10·—, C. St. S 20·—, E. H. S 3·—, 2. Sammlung der sozialdem. Kunststelle S 13·—, Geschwister Fuhrmann S 5·—, A. Sp. S 10·—, E. St. S 10·—, I. S. S 10·—, Sammlung durch einen Hörer in den Vorlesungen 11., 18., 23. und 25. Februar S 452·90, Edmund Stoll S 10·—, Cred, Kronstadt S 60·—, P. D. S 10·—, S. S. S 6·—, Dr. Franz Glück S 10·—, F. K. S 10·—, Schadek S 5·—, der Herausgeber der Fackel (von dem Erlös aus dem Verkauf des Manuskriptes »Die Welt der Plakate«) S 35·88; Summe: S 3500·—.

Von dem Erlös aus dem Verkauf des Manuskriptes »Die Welt der Plakate« (S 1000 — 35·88) für das Ottakringer Mütterheim und an Bedürftige S 964·12.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S 54.439·44.

*

Für allen Ausdruck freundlicher Gesinnung wird herzlichst gedankt, wieder mit der eindringlichen Bitte, von Blumensendungen abzusehen und den aufgewendeten Geldbetrag besser zu verwenden. (Siehe Nr. 759—765, S. 40.)

*

Das Buch »Epigramme« ist am 27. September 1927 im Verlag der Fackel erschienen. (Die Zusammenstellung hatte Victor Stadler besorgt.)

Die Übersetzung der »Madame l'Archiduc ist am 9. Oktober 1927 im Verlag Richard Lányi erschienen.

*

In »Epigramme«, S. 83, Z. 4 und in »Worte in Versen«, Bd. VIII, S. 41, Z. 4 statt »vor«: *von.*

In »Worte in Versen« VIII, S. 31, Z. 12 statt des Kommas ein Punkt.

In »Worte in Versen« III, S. 84, Z. 4 statt »da Tal der Täler du«: *du* Tal der Täler du.

In »Nachts«, S. 168, Z. 1 v. u. statt »sonden«: *sondern.*

In »Madame l'Archiduc«, S. 19, 4. Szene, ist die Bezeichnung »*Der Wirt*« nachzutragen.

In Nr. 766—770, S. 80, Z. 17 v. u. statt »der Buches«: *des* Buches.

In Nr. 771—776, S. 56, Z. 17 statt »Schmiedl«: *Schmidl.*

*

Die Fülle der neuen Zeitstrophen zu den Nestroy- und Offenbach-Couplets macht deren vollständigen Abdruck unmöglich. Sie werden voraussichtlich — mit den seit Worte in Versen VIII in der Fackel veröffentlichten — als Sonderdruck erscheinen. Auch die übliche Mitteilung, wie viele Strophen jeweils vorgetragen und welche Strophen oder Lieder wiederholt wurden, wird von nun an unterbleiben.

*

»Tat und Wille« (Verlag Otto Ulrich Heilbronn, 1927, Heft 1) Kurt Hiller »Presse und politische Kultur; Marcel Ray: George Groß (G. Crès & Cie, Paris, S. 10, 36, 37, 55). Walter Benjamin »Einbahnstraße«, Ernst Rowohlt Verlag Berlin: »Kriegerdenkmal« S. 50, 51. (Auch im Märzheft der Münchner Kammerspiele.)

Zuschrift aus Berlin-Steglitz, 17. XII. 27 an den Verlag der Fackel:

Bei der Durchsicht der Ende 1926 erschienenen 13. Auflage der Encyclopædia Britannica finde ich in Vol. 30, S. 648/9, folgende Angaben:

»Kraus Karl (1874 —), Austrian critic and poet, was born April 28 1874 at Jičin, Czechoslovakia. He attended the university of Vienna and attracted notice by two brochures, Die demolierte Literatur and Eine Krone für Zion, and by his periodical, Die Fackel. This review, of which he became editor in 1899, was at first largely, and later entirely, written by him. It began its career by violent attacks upon abuses in literary, theatrical, social and political circles in Vienna, and especially the newspaper Press. Gradually it became the mouthpiece of a pitiless and scathing critic and, though the satirist's

durch den ungeheuern Erfolg, unverhüllt hervor. Daß die Gesellschaft, ehe sie ihr fragwürdiges Richtamt ausübte, mir — mit der selbstverständlichen Zumutung, daß der öffentlich Wirkende sich für die Presse zu prostituiereu habe — einen Zeichner ins Haus geschickt hat, um eine »Karikatur« von mir anfertigen zu lassen, ist ein Münchner Faschingsulk für sich; mein Staunen war verletzend. Aber die Majestät von Teufels Gnaden fühlt sich ja schon hinreichend durch mein Dasein beleidigt. Die ausländische, zumal die Wiener Presse hatte, in völligem Einverständnis mit dem, was sich in München zutrug, Korrespondenten, deren Analphabetentums man nicht ganz sicher war, abgewinkt. Allerorten freuten sich die Redaktionsjuden, daß völkische Gewalttätigkeit — die die Münchner Polizei zum Schutz der nachfolgenden Vorlesung bestimmte (unser Pflicht-Schober hat derlei nur in friedlichen Tagen offeriert) —, daß der Totschlag, umgesetzt in Druckerschwärze, die Allianz mit dem Totschweigen geschlossen hatte. Aber der Beifallsorkan am anderen Tage, der über die hohlsten Köpfe Mitteleuropas zum Podium brauste, hat ihnen doch die Lüge verschlagen und sie halfen sich teils mit der Versicherung, daß sie dem Vortrag aus eigenen Schriften nicht beiwohnen konnten, teils mit der Enthüllung, daß der Vorleser den Erfolg (mit Gedankenstrich, Sperrdruck und Rufzeichen) — Nestroy! zu verdanken hatte. Ich habe niemals Schöneres erlebt als diesen Aufwand von Mühe und Mut durch die Junge Bühne und nie Scheußlicheres als die Rache dieser Preßtyrannen dafür, daß sie zu mir gestanden ist.

Berliner Börsen-Courier Nr. 156, 31. März 1928:

— — Und in München bringen es Deutschvölkische fertig, gegen die Junge Bühne der Kammerspiele, gegen Karl Kraus und sein »Traumstück« Sturm zu laufen. Tückische Verirrung: sie werfen Karl Kraus, der von der ersten Sekunde des Krieges an nichts anderes getan hat, als für die menschlichen Rechte des Frontsoldaten zu kämpfen, Verhöhnung des Frontsoldaten vor! Tolle Umkehrung, ahnungslose Verbortheit!

Herbert Ihering.

68

»München macht Anstrengungen, seine alte Stellung als deutsches Kulturzentrum wieder zu erobern. Selbstverständlich kann da der führende Zeitungsverlag Münchens nicht zurückbleiben . . . . Der rührige

Verlag hat für 1928 einen Deutschen Bierkalender herausgegeben, den er in seinem Blatte folgendermaßen anpreist:

‚Ein neuer, glänzend beurteilter Kulturkalender von Rang, der das ganz starke Verbundensein von Erzeugung und Verbrauch des Bieres mit Kunst, Volkskraft, Volkswirtschaft und Volksleben in Text und über 140 Bildern dartut. Ein Schmuck für jedes deutsche Heim!‘«

Am 22. März fand in der Lichtwarkschule die von Dr. Ernst Lewalter inszenierte Erstaufführung der Madame l'Archiduc statt, deren Hauptproben am 20. und 21. beizuwohnen dem Übersetzer wahre Freude bereitet hat. In einer Besprechung des Hamburger ‚Abend‘ »Die Lichtwarkschule spielt Offenbach« heißt es:

Es war der genußreichste Abend des ganzen Theaterjahres. Und man weiß nicht, wem man dankbarer sein muß, Jacques Offenbach, der dieses Werk vor zwei Menschenalter schuf, Karl Kraus, dem . . Erneuerer dieser Kostbarkeit, oder den Schülern dieser für bürgerliche Verhältnissen einzigartigen Schule, die aus dem Werk das letzte Detail an Farbe, Frohsinn und Heiterkeit herausarbeiteten.

Den zwei Vorstellungen im März sind zwei weitere im April gefolgt. Der Lichtwarkschule teilt mit:

. . . daß wir infolge der ungestümen Nachfrage in unserer eigenen Begeisterung noch zwei weitere Aufführungen der Madame l'Archiduc veranstalten können, und zwar am 27. und 28. April. Der Widerhall der Aufführung ist einmütig enthusiastisch, sowohl bei unseren Schülern wie bei denen, die die zweite Vorstellung sahen.

Später: daß die Wiederholungen »bei überfülltem Saal mit ungeheurem Erfolg« stattgefunden hat. Die Operettentheater der Erwachsenen machen keine Vorstellung der Madame l'Archiduc und können sich keine davon machen, wie weit sie hinter Ensemble, Chor und Orchester jugendlicher Amateure zurückgeblieben sind.

Notizen

Seit Juni 1927 wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Dem Landerziehungsheim Obritzberg der »Bereitschaft« (Erlös aus älteren Nummern der Fackel, Rezensionsexemplaren, Autogrammen und Porti S 173·54, aus Photographien und Karten [Aufnahmen aus den Ateliers Joël-Heinzelmann, Charlottenburg, und Trude Fleischmann, Wien] S 54·—) S 227·54.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (15. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige«) S 23·20.

Dem Arbeiterverein »Kinderfreunde« (9. Abrechnung »Die Ballade vom Papagei«) S 7·65.

Von dem Ertrag der Vorlesungen 23. Mai, 3., 17., 21., 23. Juni, 9. Oktober, 20. November 1927, 9., 13., 30. Januar, 4., 9., 11., 18., 23., 25. Februar, 13., 15. März 1928 (mit S 15·— Spende E. S.) und 7. Mai an die Reichsanstalt für Mutter- und Säuglingsfürsorge, ~~an~~ das Invalidenheim-Militärinvalidenhaus, Wien, XIII., ~~an~~ die Österreichische Rote Hilfe für die Opfer des 15. Juli und an Bedürftige S 947·94.

Der Ertrag der Vorlesung 23. Oktober, veranstaltet von der Österreichischen Roten Hilfe, an diese für die Opfer des 15. Juli S 502·90.

Diversen Zwecken S 119·50.

Der Sammlung der Österreichischen Roten Hilfe und der der Arbeiter-Zeitung (je S 100·—) für die Opfer des 15. Juli/ und an Bedürftige der Erlös aus dem Verkauf der von Dr. R. T. für wohltätige Zwecke zur Verfügung gestellten Fackel-Jahrgänge S 423·25.

Der Österreichischen Roten Hilfe für die Opfer des 15. Juli 3 Spenden von H. G. (600 Dinar) S 80·80.

An Notleidende in Innsbruck unter »Karl Kraus« von C. St. S 250·—.

An einen notleidenden Studenten (Sammlung F. W.) S 111·—.

~~Für~~ das Ottakringer Mütterheim unter »Karl Kraus« von M. D. S 55·—.

Sammlung für die Mutter des neunzigsten Todesopfers der Polizei Hans Erwin Kiesler: Der Herausgeber der Fackel (Erlös aus dem Verkauf des Manuskriptes »Der Reim«) S 1000·—, Personal der Druckerei Jahoda & Siegel S 20·—, Erna Löwenberg S 5·—, E. K. S 10·—, Dr. Fritz Novotny S 30·—, Frieda Wacha S 20·—, Professor Dr. tech. Karl Jaray S 100·— (»Sehr geehrter Verlag der Fackel! Der Betrag von S 100·—, den ich durch die Postsparkassa sende, ist als Beitrag zu der von Herrn K. K. eingeleiteten Sammlung für die Mutter des von der Polizei getöteten Hans Erwin Kiesler bestimmt. Ich würde dieser Menschenpflicht ohne Nennung meines Namens genügen, wäre hier die Nennung nicht ein Bekenntnis zu Karl Kraus

und zu seinem Kampf gegen Schober. Wie könnten wir, denen kein gedrucktes Wort zu Gebote steht, sonst dem Wunsche aus leidenschaftlichem Herzen entsprechen, an diesem edlen und reinen Kampfe teilzunehmen! . . .«), Max Lobkowicz S 500·—, Adele Fischer S 3·—, W. u. K. S 100·—, Heinrich Fischer (Rm. 38·—) S 64·60, Oskar Kornfeld (Kč 100·—) S 21·—, Sammlung P. M. S 15·—, Sammlung Dr. Schornstein, Mährisch-Ostrau (Kč 900·—) S 187·42, Dr. Oskar Samek S 50·—, M. B. S 20·—, M. D. S 200·—, G. B. S 20·—, »Ungenannt« S 10·—, E. S. S 20·—, von den Kattowitzer Lesern der Fackel (Rm. 60·— und Zlp. 75·—) S 160·90, M. B. (Rm. 20·—) S 33·30, Angestellte der sozialdem. Kunststelle S 50·—, G. W. P. S 3·—, A. u. K. V. S 20·—, Binder S 20·—, Dr. V. M. S 10·—, A. K. S 20·—, Otto Donáth S 2·—, Herbert Dirmoser S 10·—, Dr. Paul Raumann S 50·—, Sammlung Ernst Körnblüh S 34·—, Dr. Eva Eigenfeld S 10·—, E. H. S 10·—, C. St. S 20·—, E. H. S 3·—, 2. Sammlung der sozialdem. Kunststelle S 13·—, Geschwister Fuhrmann S 5·—, A. Sp. S 10·—, E. St. S 10·—, I. S. S 10·—, Sammlung durch einen Hörer in den Vorlesungen 11., 18., 23. und 25. Februar S 452·90, Edmund Stoll S 10·—, Cred, Krönstadt S 60·—, P. D. S 10·—, S. S. S 6·—, Dr. Franz Glück S 10·—, F. K. S 10·—, Schadek S 5·—, der Herausgeber der Fackel (von dem Erlös aus dem Verkauf des Manuskriptes »Die Welt der Plakate«) S 35·88; Summe: S 3500·—.

Von dem Erlös aus dem Verkauf des Manuskriptes »Die Welt der Plakate« (S 1000 — 35·88) für das Ottakringer Mütterheim, für das Israelitische Blindeninstitut Hohe Warte und an Bedürftige S 964·12.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: S 54.439·44.

*

Für allen Ausdruck freundlicher Gesinnung wird herzlichst gedankt, wieder mit der eindringlichen Bitte, von Blumensendungen abzusehen und den aufgewendeten Geldbetrag besser zu verwenden. (Siehe Nr. 759—765, S. 40.)

*

Das Buch Epigramme ist am 27. September 1927 im Verlag der Fackel erschienen. (Die Zusammenstellung hatte Victor Stadler besorgt.)

Die Übersetzung der Madame l'Archiduc ist am 9. Oktober 1927 im Verlag Richard Lányi erschienen.

*

In »Epigramme«, S. 83, Z. 4 und in »Worte in Versen«, Bd. VIII, S. 41, Z. 4 statt »vor«: *von.*

In »Worte in Versen« VIII, S. 31, Z. 12 statt des Kommas ein Punkt.

In »Worte in Versen« III, S. 84, Z. 4 statt »da Tal der Täler du«: *du* Tal der Täler du.

In »Nachts«, S. 168, Z. 1 v. u. statt »sonden«: *sondern.*

In »Madame l'Archiduc«, S. 19, 4. Szene, ist die Bezeichnung »*Der Wirt*« nachzutragen.

In Nr. 766—770, S. 80, Z. 17 v. u. statt »der Buches«: *des* Buches.

In Nr. 771—776, S. 56, Z. 17 statt »Schmiedl«: *Schmidl.*

*

Die Fülle der neuen Zeitstrophen zu den Nestroy- und Offenbach-Couplets (wie auch zu dem Couplet aus »Angot«) macht deren vollständigen Abdruck unmöglich. Sie werden voraussichtlich — mit den seit »Worte in Versen« VIII in der Fackel veröffentlichten — als Sonderdruck in Buchform erscheinen. Auch die übliche Mitteilung, wie viele Strophen jeweils vorgetragen und welche Strophen oder Lieder wiederholt wurden, wird von nun an unterbleiben.

*

»Tat und Wille« (Verlag Otto Ulrich Heilbronn, 1927, Heft 1): Kurt Hiller »Presse und politische Kultur; Marcel Ray / George Groß (G. Crès & Cie, Paris, S. 10, 36, 37, 55). Walter Benjamin / Einbahnstraße«, Ernst Rowohlt Verlag Berlin / Kriegerdenkmal / S. 50, 51. (Auch im Märzheft der Münchner Kammerspiele.)

Zuschrift aus Berlin-Steglitz, 17. XII. 27 an den Verlag der Fackel:

Bei der Durchsicht der Ende 1926 erschienenen 13. Auflage der Encyclopædia Britannica finde ich in Vol. 30, S. 648/9, die folgenden Angaben:

»Kraus Karl (1874 —), Austrian critic and poet, was born April 28 1874 at Jičin, Czechoslovakia. He attended the university of Vienna and attracted notice by two brochures, Die demolierte Literatur and Eine Krone für Zion, and by his periodical, Die Fackel. This review, of which he became editor in 1899, was at first largely, and later entirely, written by him. It began its career by violent attacks upon abuses in literary, theatrical, social and political circles in Vienna, and especially the newspaper Press. Gradually it became the mouthpiece of a pitiless and scathing critic and, though the satirist's

point of view changed in the course of time, the middle classes and the liberal Press always remained the chief objects of Kraus's attack. His satire was most acute in his collected essays, Sittlichkeit und Kriminalität (1908) and his volume of anti-war poetry Die letzten Tage der Menschheit (1918) was compared with that of Juvenal and Swift. Kraus has great pathos at his command, but his lyrical talent, as shown in Worte in Versen (1918) is cramped by his mordant wit. Nevertheless his influence upon the younger generation in Austria and Germany was very considerable. As a lecturer upon his own and upon foreign works, he achieved great success both in his own country and abroad. He must also be reckened, with Lichtenberg, Novalis and Nietzsche, among the German masters of aphorism. Kraus's other works include Sprüche und Widersprüche (1909); Pro domo et mundo (1912); Nachts (1919).

See L. Liegler, Karl Kraus und sein Werk (1920); B. Viertel, Karl Kraus (1921).«

~~Sollten Herrn K. diese Zeilen noch nicht bekannt sein, so stelle ich Ihnen anheim, sie ihm mitzuteilen~~ Ich darf noch bemerken, daß ich über Herrn Alfred Kerr in der Encyclopædia auch nicht eine Zeile gefunden habe.

*

Junge Bühne
(Münchner Kammerspiele im Schauspielhaus)
1. März, 10 Uhr
Traumstück
Inszenierung: Julius Gellner

Dichter	Hans Schweikart	Valuta	Bertha Drews
Die Drei	Max Werner Lenz Bertha Drews Kurt Horwitz	Zinsfuß	Kurt Horwitz
		Baumkrone	Otto Groß
Der Gürtelpelz	Guido Török	Psychoanalen	Kurt Horwitz Therese Giehse Richard Révy
Feldherr	Franz Arzdorf		
Techniker	Adolf Hessler		
Journalist	Max Werner Lenz	Imago	Maria Bard
Tuberkulöses Kind	Edith Schulze-Westrum	Geräusch	Richard Bauer
		Der Traum	Kurt Lieck

Ein toter Soldat, ein Schmetterling, Polizisten, eine Katze, eine Zeitung.

Musik: Heinrich Jalowetz
Musikalische Leitung: Ilja Jacobson
Dekoration: Otto Reigbert

(Die Einleitung des Abends bildete »Zum ewigen Frieden«, vorgetragen von Kurt Lieck, worauf fünf Lieder von Eugen Auerbach zu Dichtungen von Georg Trakl folgten.)

Das Attentat der Münchner Presse auf das Werk, das sie im Mai nach der Vorlesung noch durchaus mit respektvoller Stupidität gewürdigt hatte, hat mir nur den Schmerz zurückgelassen, daß dem Walten der troglodytischen Elemente der ungeheure Wert der szenischen und darstellerischen Leistung zum Opfer fiel. Wenn doch die vereinigten Kommis und Couleurstudenten, die dort die ganze Saison hindurch die Kritik besorgen, im Fasching aber zumeist als Mexikaner verkleidet herumgehen — wenn doch diese völkische Gesellschaft, die keine deutsche Zeile zustandebringt und auf einen Wiener Judenwink mobilisiert werden kann, wenn sie nur eine Ahnung hätte, wie viel künstlerische Arbeit, geistige und Nervenleistung sie zertrampelt und daß der geringste Mitwirkende mit einem Satz mehr an künstlerischer Tat und Verantwortung aufbietet als sämtliche Münchner Schriftleitungen auf Lebensdauer! Nie ist das Phänomen, daß die Unberufensten in einem Theaterparkett — vermöge keiner anderen Legitimation als der der geschenkten Plätze — zum Urteilen berufen sind, peinigender und absurder zum Vorschein gekommen. Die Anerkennung des Autors für die Leistung der Regie und der schauspielerischen Kräfte muß vor dem Dank für das Opfer der Jungen Bühne (geleitet von Heinrich Fischer, Julius Gellner, Kurt Horwitz, Hans Schweikart) zurücktreten und für eine Standhaftigkeit, die der entfesselten Meute mit einem Protest und mit einem Programmblatt (Mitteilungen der Jungen Bühne', 6. März 1928) entgegengetreten ist, auf dem die »Repräsentanten deutschen Geistes über Karl Kraus« zu Worte kamen, in »Urteilen von Dichtern, Stimmen aus dem katholischen Schrifttum, Urteilen deutschnationaler Kritiker«. Der anhängige Strafprozeß wegen der tierischen Infamie, das Werk sei eine Verhöhnung des toten Frontkämpfers, wird hoffentlich die Gelegenheit bieten, auf den journalistischen Hexensabath zurückzukommen und nicht nur die Hintergründe der das Theater bedrohenden Hetze, sondern auch das geistige Niveau zu belichten, auf dem da an den Traumversen Kritik geübt wurde. Es war wohl der Fall, daß die Presse — die ja von einem Theaterraum fernzuhalten unmöglich ist — zum erstenmal die volle Rückendeckung durch die Wut des österreichischen Bürgertums spürte, und eine Gesinnung, die sich sonst hinter Redensarten des Respekts geduckt hat, brach, gereizt

durch den ungeheuern Erfolg, unverhüllt hervor. Daß die Gesellschaft, ehe sie ihr fragwürdiges Richtamt ausübte, mir — mit der selbstverständlichen Zumutung, daß der öffentlich Wirkende sich für die Presse zu prostituieren habe — einen Zeichner ins Haus geschickt hat, um eine »Karikatur« von mir anfertigen zu lassen, ist ein Münchner Faschingsulk für sich; mein Staunen war verletzend. Aber die Majestät von Teufels Gnaden fühlt sich ja schon hinreichend durch mein Dasein beleidigt. Die ausländische, zumal die Wiener Presse hatte, in völligem Einverständnis mit dem, was sich in München zutrug, Korrespondenten, deren Analphabetentums man nicht ganz sicher war, abgewinkt. Allerorten freuten sich die Redaktionsjuden, daß völkische Gewalttätigkeit — die die Münchner Polizei zum Schutz der nachfolgenden Vorlesung bestimmte (unser Pflicht-Schober hat derlei nur in friedlichen Tagen offeriert) —, daß der Totschlag, umgesetzt in Druckerschwärze, die Allianz mit dem Totschweigen geschlossen hatte. Aber der Beifallsorkan am anderen Tage, der über die hohlsten Köpfe Mitteleuropas zum Podium brauste, hat ihnen doch die Lüge verschlagen und sie halfen sich teils mit der Versicherung, daß sie dem Vortrag aus eigenen Schriften nicht beiwohnen konnten, teils mit der Enthüllung, daß der Vorleser den Erfolg (mit Gedankenstrich, Sperrdruck und Rufzeichen) — Nestroy! zu verdanken hatte. Ich habe niemals Schöneres erlebt als diesen Aufwand von Mühe und Mut durch die Junge Bühne und nie Scheußlicheres als die Rache dieser Preßtyrannen dafür, daß sie zu mir gestanden ist.

»München macht Anstrengungen, seine alte Stellung als deutsches Kulturzentrum wieder zu erobern. Selbstverständlich kann da der führende Zeitungsverlag Münchens nicht zurückbleiben . . . . Der rührige Verlag hat für 1928 einen Deutschen Bierkalender herausgegeben, den er in seinem Blatte folgendermaßen anpreist:

‚Ein neuer, glänzend beurteilter Kulturkalender von Rang, der das ganz starke Verbundensein von Erzeugung und Verbrauch des Bieres mit Kunst, Volkskraft, Volkswirtschaft und Volksleben in Text und über 140 Bildern dartut. Ein Schmuck für jedes deutsche Heim.‘«

Berliner Börsen-Courier Nr. 156, 31. März 1928:

— — Und in München bringen es Deutschvölkische fertig, gegen die Junge Bühne der Kammerspiele, gegen Karl Kraus und sein »Traumstück« Sturm zu laufen. Tückische Verirrung: sie werfen Karl Kraus, der von der ersten Sekunde des Krieges an nichts anderes getan hat, als für die menschlichen Rechte des Frontsoldaten zu kämpfen, Verhöhnung des Frontsoldaten vor! Tolle Umkehrung, ahnungslose Verbortheit!

Herbert Ihering.

* *

Am 22. März fand in der Lichtwarkschule die von Dr. Ernst Lewalter inszenierte Erstaufführung der Madame l'Archiduc statt, deren Hauptproben am 20. und 21. beizuwohnen dem Übersetzer wahre Freude bereitet hat. Eine Besprechung des Hamburger ‚Abend'/»Die Lichtwarkschule spielt Offenbach«/beginnt:

Es war der genußreichste Abend des ganzen Theaterjahres. Und man weiß nicht, wem man dankbarer sein muß, Jacques Offenbach, der dieses Werk vor zwei Menschenaltern schuf, Karl Kraus, dem . . Erneuerer dieser Kostbarkeit, oder den Schülern dieser für bürgerliche Verhältnissen einzigartigen Schule, die aus dem Werk das letzte Detail an Farbe, Frohsinn und Heiterkeit herausarbeiteten.

Den zwei Vorstellungen im März sind zwei weitere im April gefolgt. Der Lichtwarkschule schrieb:

. . . daß wir infolge der ungestümen Nachfrage und unserer eigenen Begeisterung noch zwei weitere Aufführungen der Madame l'Archiduc veranstalten können, und zwar am 27. und 28. April. Der Widerhall der Aufführung ist einmütig enthusiastisch, sowohl bei unseren Schülern wie bei denen, die die zweite Vorstellung sahen.

Später: daß die Wiederholungen »bei überfülltem Saal mit ungeheurem Erfolg« stattgefunden haben. Die Operettentheater der Erwachsenen geben keine Vorstellung der Madame l'Archiduc und können sich keine davon machen, wie weit sie hinter Ensemble, Chor und Orchester jugendlicher Amateure zurückgeblieben sind.

*

8.72

Vorlesungen im Ausland

München

Kammerspiele des Schauspielhauses, 9. Mai, 8 Uhr:
I. Pandora.
II. Traumstück (Begleitung Max Stefl).

*

Paris

Sorbonne (Amphitéâtre Descartes) 6. Dezember, 9 Uhr:
I. Schonet die Kinder! (Sept. 1917). — Der Biberpelz. — Optimismen. — Der Neger.
II. Berliner Theater. — Unruh. — Antwort Beethovens auf den Versuch, den Fremdenverkehr durch seinen hundertsten Todestag zu heben. — Vorbemerkung (veröffentlicht in Nr. 777, S. 3). Der Hort der Republik (aus den ersten vier Seiten).

Ebenda, 9. Dezember, 9 Uhr:

Der Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt. — Die letzte Nacht.

In dem Bulletin de la société pour la propagation des langues étrangères en France eine Vornotiz in Nr. 4 (Octobre—Decembre 1927) und die folgende Besprechung in Nr. 1 (Janvier—Mars 1928):

Lectures de M. Karl Kraus

M. Kraus avait été empêché, en 1926, de nous rendre sa visite annuelle. Il a tenu à nous dédommager cette année: c'est même spécialement à notre intention qu'il a fait le voyage de Vienne à Paris. Son auditoire habituel lui a exprimé, comme il convenait, sa reconnaissance pour cette délicate attention. Le vaste amphithéâtre Descartes à la Sorbonne était bondé et, du commencement à la fin, les deux séances du 6 et du 9 décembre ont été, en l'honneur du grand artiste, une retentissante ovation.

Plus on entend M. Kraus, plus on est étonné de la multiplicité des ressorts dont dispose son talent, de la diversité des registres qu'il sait faire chanter tour à tour. Pour le juger à sa véritable valeur, n'oublions pas qu'avant tout il est poète, et grand poète. Si par surcroît il se fait applaudir comme récitateur, ce talent n'est que fonction de son génie d'écrivain. Il a cela de commun avec Molière qu'il est l'interprète de ses propres oeuvres. De là son débit si étonnamment naturel, sa voix si merveilleusement nuancée. Il n'est pas obligé,

comme l'acteur ordinaire, de s'identifier avec un personnage qui lui est étranger, c'est sa propre création, sa pensée à lui qu'il expose. Le poète et l'artiste, chez lui, ne font qu'un.

Quant à l'oeuvre du poéte elle se compte par dizaines de volumes. Ici encore on constate la plus surprenante diversité. Tous les tons d'inspiration lui sont familiers, depuis l'humour inoffensif et le récit amusant jusqu'à la satire de grand style, depuis la pitié virgilienne pour tout ce qui souffre jusqu' à l'indignation de Juvénal contre tout ce qui révolte la conscience. A la séance du 6 décembre, M. Kraus nous a lu, dans le genre badin, le récit des tribulations survenues à un pauvre homme à qui on a volé sa pelisse au café et qui, l'enquête de la police aidant, devient la fable de la ville entière. C'est du Courteline de la meilleure sorte. Une autre fois il nous fait assister au dialogue de deux vieux généraux autrichiens, lamentables badernes, qui reviennent d'une expédition, non contre l'ennemi, mais d'une escapade de maraude en plein pays ami, et nous les entendons énumérer, a tour de rôle, d'une voix chevrotante, le butin, hélas! bien maigre qu'ils ont réussi à réquisitionner pour ravitailler leur famille.

Mais c'est là du comique bon enfant. Pour mesurer toute la hauteur où la satire peut s'élever lorsqu'elle s'attaque à l'injustice et au crime, il faut lire le chef-d'oeuvre de M. Kraus, le drame intitulé: *Die letzten Tage der Menschheit.* C'est le sinistre tableau de la guerre mondiale. Je ne crois pas que dans aucune langue on ait dressé un réquisitoire plus émouvant contre les criminels qui ont délibérément déchaîné la grande catastrophe ou les incapables qui ne l'ont pu empêcher; jamais on n'a trouvé des couleurs aussi effrayantes pour dépeindre les souffrances des petits et des faibles qui en ont été victimes. Le dernier acte, une suite de visions infernales, est d'un macabre qui fait frissonner. Et tout cela est écrit dans une langue étonnante, toute nouvelle, la langue d'un poète de génie!

Ch. Schweitzer.

*

München

Schauspielhaus, 2. März, 10 Uhr (veranstaltet von der »Jungen Bühne«:

I. Nestroy, Das Notwendige und das Überflüssige (mit sämtlichen Zusatzstrophen zum Lied von der Chimäre).

Begleitung: Eugen Auerbach.

II. Worte in Versen: Wiedergeburt / Berliner Theater / Bunte Begebenheiten / Sonnenthal / Schnellzug / Nächtliche Stunde / Hypnagogische Gestalten / Der Grund / Die Raben / Die weiblichen Hilfskräfte / Jugend / Todesfurcht.

*

Hamburg

Großer Saal der Universität, 20. März, 8 Uhr (veranstaltet von der »Sezession«):

I. Zum ewigen Frieden / Der Bauer, der Hund und der Soldat. — Schonet die Kinder! — Ich habe einen Blick gesehn / An den Bürger / Weg damit! / Wohnungswechsel / Der sterbende Soldat / Mein Widerspruch / Der Grund / Offenbach / Schnellzug / Silvesterruf an die Welt.

II. Vor einem Springbrunnen / Dein Fehler / Das Kind / Traum vom Fliegen / Der Reim / Nächtliche Stunde / Jugend / Todesfurcht / Die Raben / Die weiblichen Hilfskräfte. — Reklamefahrten zur Hölle.

III. Traumstück (Begleitung: Gustav Witt-Hamburg).

‚Die Rampe', Wochenschrift des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg, Heft 32: »Karl Kraus liest in Hamburg« von Dr. H.; ‚Der Abend', Hamburg, 21. März: »Vorlesung Karl Kraus« von Fritz Groß.

*

Berlin

Schwechten-Saal, 1/2 8 Uhr (veranstaltet von der Konzertdirektion Wolff und Sachs)

Offenbach-Zyklus

Begleitung: Otto Janowitz.

24. März:

Die Großherzogin von Gerolstein.

25. März:

Blaubart.

26. März:

Madame l'Archiduc.

27. März:

Pariser Leben.

Auf den Programmen Wiener Notizen und die Bemerkung:

Die Gestaltungen der geistigen Welt Offenbachs müssen und wollen den Anspruch auf eine musikalische Interpretation im streng technischen Sinne unerfüllt lassen. Die Wiedergabe erfolgt ohne Kenntnis der Notenschrift.

Graf Oskar

In dem demokrat'schen Genre
Stellt ein jeder seinen Mann.
Marx ist als Republikaner
Herzog von Afghanistan.
Und andere Herzoge gibts auch.
Denn so frei sie [[: auch geworden :]]
Hängen dennoch [[: sie an Orden :]]
[: Das ist so des Landes Brauch :]

Chor

Denn so frei sie [[: auch geworden :]]
Hängen dennoch [[: sie an Orden :]]
Gibt es keine deutschen Orden
Tut es ein afghan'scher auch,
Also tuts statt deutscher Orden
Ein afghan'scher auch.

Bumbum

In der Republik, da kann mir nichts gschehen,
Da verwandl' ich mich ganz,
Da richt' ich mich her, Sie werden schon sehen,
Total auf den Glanz.
Wie man die Verfassung auch verfasse,
Sie hat eh' keinen Sinn —
Wie ich dem Zeitgeist mich anpasse,
Da lächelt Berlin.
Ja, wie ich dem Zeitgeist mich anpasse,
Da lächelt Berlin.
[: Ha eins zwei drei, den Mantel umgetan:
Herzog bin ich von Afghanistan! :]

Chor

[: Ha eins zwei drei den Mantel umgetan:
Herzog ist er von Afghanistan! :]
Hoch der Herzog von Afghanistan! Nieder mit der Verfassung!

In der Literatur, das weiß ich genau,
Da sind die Originale selten.
Gradheraus zu sagen ich mich getrau,
Daß mehr als sie die Abschreiber gelten.
Da weiß ich von einem, dessen Wort
Am Lautwerden wird von der Presse verhindert,
Während indessen in einemfort
Er wird von den Literaten geplündert.
Von dem Ruhm, der Piscator und Toller ziert,
Für ihn ist wenig übriggeblieben,
Und wird dereinst doch sein Werk aufgeführt,
So wird's heißen, er habe es abgeschrieben.
Fatal, Original, Original, fatal ah . . .
[: Original, Original,
Original sein ist fatal,
Denn nichts ist so wenig original
Wie ein Autor [der ein] Original! :]

~~Eine~~ Zusatzstrophe zum Couplet des Gondremark ~~steht~~ S. [redacted].

Tirolienne

's heißt, der Kerr wär' bereit,
Fortlaufend zu schreiben.
Aber er fürcht', daß die Leut'
Dann zur Stelle nicht bleiben.

Ich weiß meiner Seele,
Warum er die Absätze zählt:
Daß kein Einfall ihm fehle,
Welcher ihm fehlt.

Kein Anschluß! Warum?
Ja, da wär ich Untertan
Im Herzogtum
Von Afghanistan.

30. März:

I. Vorwort. Aus den Dokumenten (Nr. 766—770 S. 2, 3, 34, 35, Nr. 771—776 S. 11), und den ersten sieben Seiten von »Der Hort der Republik«. — Couplet des Schwarz-Drucker. — Szene: Kerr am Schreibtisch. — Die faden Fehden ~~(Manuskript)~~

II. Bunte Begebenheiten. — Schonet die Kinder! — Weg damit! / Mein Widerspruch / Das Hiesige / Schnellzug / Das Kind / Jugend / Todesfurcht / Der Grund. — Weiße Frau und schwarzer Mann.

III. Traumstück.

Begleitung: Theo Mackeben.

~~Vorwort auf S. 3~~

31. März:

(Dem Andenken Frank Wedekinds)

I. Rede zu der Erstaufführung der »Büchse der Pandora« (veranstaltet von Karl Kraus in Wien am 29. Mai 1905).

II. Frank Wedekind, Lieder: Das Lied vom kranken Kind [Erstdruck in der Fackel 1904] / Untern Apfelbaum / Die Hunde / Der Zoologe von Berlin / Konfession / Die Wetterfahne / Revolution (Der Anarchist) [Die letzten drei: Erstdrucke in der Fackel 1904, 1905, 1906].

Begleitung: Theo Mackeben.

III. Totentanz (Tod und Teufel) [Erstdruck in der Fackel Juli 1905. Auf dem Programm: Der Marquis Casti Piani, Fräulein Elfriede von Malchus, Herr König, Lisiska: geschrieben für Frank Wedekind, Adele Sandrock, Karl Kraus, Tilly Newes.]

1. April:

Nestroy: Lumpazivagabundus. (Mit dem Entree des Leim.)

Begleitung: Theo Mackeben.

2. April:

I. Von Herrn Schober und die Klage gegen ihn. — Epigramme: Die Wendung; Definition; Das Berufsgeheimnis; Wahl des Titels; Theaterkritik; Die Zwangslage; § 144; Der Ruf der Wienerstadt; Rekonvaleszenz; Schluß!; Der große Betrug; Mißvergnügte der Republik; Anschluß; Umsturz; Im Zeichen der Kreuzes; An den Bürger; Zum Geburtstag der Republik; Goethe und Hofmannsthal; Kerr; Auf einen Polemiker; Kritik; Raumbühne; Die Prominenten; Die Freiheit, die ich nicht meine; Glossen werden Symbole; Deutsche Literaturgeschichte; Dienst der Kunst; Der Vorleser; Verschiedene Sachlichkeit; Reflex der Eitelkeit; Meine Eitelkeit; Der Unterschied; Ersatz; Wozu der Lärm?; Jedem das Seine; Fünfundzwanzig Jahre. / Definitionen / Nächtliche Stunde / Der Reim / Apokalypse (mit Vorwort).

II. Aus dem Schluß von »Redaktion und Irrenhaus« (mit Vorwort).

III. Die Tafelszene aus »Die letzten Tage der Menschheit«. —

Vorwort zu II.:

Vor dem Werk des Grauens schalte ich ein Zwischenstück ein. Im nächsten Heft der Fackel gebe ich der geistigen Welt Kunde von der ungeheuren Entdeckung, die in einem Irrenhause gemacht wurde. Ich habe darüber in Wien unter dem Titel »Aus Redaktion und Irrenhaus« gesprochen. Inzwischen sind freilich Feststellungen erfolgt, die es zweifelhaft erscheinen lassen, ob der arme irrsinnige Schlosser in einer rumänischen Irrenanstalt wirklich der Verfasser oder — was ja groß genug wäre — nur der Bewahrer der Lyrik ist, die, wie man nun glaubt, einige arme Teufel von Fremdenlegionären in Marokko zu Verfassern hat. Wie immer dem sei, das höchste Gut deutscher Sprache ist geborgen worden. Es sind Rumänengedichte ganz anderer Art als jene, von denen Sie ein Beispiel kennen. Ich lese die drei Gedichte, mit dem Schluß meiner Betrachtung, wo noch an der Version der Autorschaft des Schlossers festgehalten ist. Die Einleitung des Aufsatzes hat den Wortlaut: Dann kommen die furchtbarsten Beispiele aus der uns umgebenden Welt der Geistesnorm. Dann heißt es:

Zum Schlusse die Ansprache:

Ich könnte von nichts überwältigt werden außer von solcher Dankbarkeit. Nach trüben Jahren des Kampfes, die keinen Tag mich sehen ließen, aber auch wenig Schlaf gewährt haben, fühle ich mich als Antäus fremder Erde. Bei solcher Teilnahme wäre selbst ein Sieg innerhalb dieser trüben Zeitlichkeit erdenkbar. Nehmen Sie für Ihren Dank den meinen. So behalte ich das Heft in der Hand und vielleicht bietet sich, wenn das versprochene erschienen ist, schon im Mai mir die Möglichkeit der Wiederkehr.

‚Berliner Montagspost‘, 26. März: »Karl Kraus singt Offenbach« (über die »Großherzogin«) von L. v. J.; ‚Literarische Welt‘ Nr. 16: »Karl Kraus liest Offenbach« (über »Pariser Leben«) von Walter Benjamin; ‚Deutsche Republik‘, Heft 29: »Karl Kraus in Berlin« von Reifferscheidt.

Der in der Rede »Die faden Fehden« (auf S.) ausgesprochenen Vermutung widersprach das folgende Schreiben der Konzertdirektion:

Berlin, 3. April
(durch Boten.)

... darf ich Ihnen nochmals zu dem großen und starken Erfolg, der Ihre Abende begleitet hat und der seinen Gipfel in der gestrigen Vorlesung fand, meinen Glückwunsch aussprechen.

Der nun folgende Vorschlag, »im Mai zunächst noch drei Abende folgen zu lassen«, wurde angenommen; da jedoch die Reise erst in den letzten Maitagen möglich gewesen wäre, beschlossen, einen größeren Zyklus auf den Herbst zu verlegen.

*

Preßburg

Redoute-Saal, 2. Mai, 8 Uhr (veranstaltet von der Urania):

I. Zum ewigen Frieden / Der Bauer, der Hund und der Soldat. — Schonet die Kinder! — Definitionen / Der Reim / Jugend / Mein Widerspruch / Epigramme: Die Räuber; Schluß!; Der große Betrug. — Aus Shakespeare; Heinrich VI. 3. Teil II, 5. Szene. — Reklamefahrten zur Hölle.

II. Die letzte Nacht.

Aus Redaktion und Irrenhaus

Gesprochen am 9. Februar*)

Ich erfülle doppelte Dankespflicht, wenn ich meiner Öffentlichkeit, die mit mir die furchtbare Notwehr gegen den sieghaften Ungeist mitmacht, Kunde gebe von dem seit Jahren einzigen positiven Erlebnis, das ich einem Zeitungsblatt verdanke. Es handelt von der dichterischen Produktion eines Irren, und um sie zu würdigen, ist es unerläßlich, vorher von vielerlei geistigen Eindrücken zu sprechen, die man der Welt außerhalb des Irrenhauses verdankt, welches gut tut, sich gegen sie durch eine Mauer abzusperren.

Wir müssen es hinnehmen, daß wir in diese Zeit Verbannten lebenslänglich verurteilt sind, die Usurpierung der sprachlichen Machtmittel durch Schurkerei und Idiotismus zu ertragen; ohnmächtig müssen wir zusehen, wie, nach völliger Abtötung aller schöpferischen Möglichkeit durch eine selbsttätige Technik, die entleerten Formen des Geistes zum Ornament des Schwachsinns, zum Aufputz der Niedertracht taugen. Wir erleben im täglichen Umgang und in dem Abdruck eines geschändeten Lebens, der womöglich noch dessen Niveau unterbietet, im Rotwelsch der Lebensbetriebe und im Kauderwelsch jeder gedruckten Zeile, einen Triumph der Erbärmlichkeit, der uns bis zu dem Zweifel deprimiert, ob nicht alles das in Ordnung sei und nur der eigene Sinn versehrt, der die Dinge so betrachtet. Wenn mein Blick ein Zeitungsblatt durchfliegt — und nie noch hat er darin lustwandelt —, so ergreift er, ohne mehr an der selbstverständlichen moralischen Verworfenheit zu haften, eine solche Fülle von Beispielen gedanklicher und sprachlicher Mißform, daß mir für die Zukunft einer Nation, die diesen Unflat als geistige Nahrung zu sich nimmt, nur die Hoffnung bleibt, sie werde bei fortschreitender Verblödung schließlich nicht mehr imstande sein, zu lesen — was dann den Ruin der Presse, und in weiterer

*) Ohne den Absatz »Aber wir wollen ....« bis ».... erhalten blieb« (S. [illegible]), der erst später entstanden ist.

89 bis 92

Frühling

Ohne Ende sind
Wege, die zum Frühling führen:
und der laue Wind
öffnet rings geheime Türen.

Wenn die Sonne lacht,
möchtest du zum Himmel wallen,
und in tiefer Nacht
hörst du warme Tropfen fallen.

Alles Schwere sinkt
von den Dingen, die sich weiten,
und die Erde trinkt
Wunder der Entbundenheiten.

Du hörst wahrhaftig in tiefer Nacht warme Tropfen fallen, und es sind wahrlich Wunder der Entbundenheiten, diese Worte, die der arme Schlosser im rumänischen Irrenhaus geschrieben hat. Was soll man nun aber zu der folgenden erotischen Vision sagen, vor der noch das Lebendigste, das deutsche Lyriker dem Frauenleib abgesehen und abgesungen haben, zu Papier wird:

Junge Tänzerin

Eine große Glockenblume
wehte fort vom Frühlingsbaum:
lichtem Frühlingstag zum Ruhme
tanzt sie sich in sanften Traum.

Eine Wolke weißer Seide
spiegelt rauschend jeden Schritt;
mystisch wandeln unterm Kleide
Blut und Haut und Atem mit.

An des Körpers Blüten-Stengel
schwingt des Rockes Glocke sie,
und der Beine Doppel-Schwengel
läutet leise Melodie.

Eine große Glockenblume
wehte fort vom Frühlingsbaum:
lichtem Frühlingstag zum Ruhme
tanzt sie sich in sanften Traum.

Schon die Anschauung der Tänzerin als einer fortgewehten großen Glockenblume ist einzigartig. Wann aber ist je ein Rock so gestalthaft zur Glocke geworden, daß man ihn läuten hörte; wann haben Rock und Glocke je einen derart zauberhaften Akkord entdecken lassen; wann ward je das Geschaute so zugleich gehört! Und die unübertreffliche Herrlichkeit von Blut und Haut und Atem, die unterm Kleide mystisch mitwandeln, noch mit dem Rauschen der Wolke rauschend zur Melodie des Doppel-Schwengels. Mystisch, unerforschlich der Weg, auf dem solches Element der Anschauung durch ein wundes Hirn zu solcher Kunstvollendung gelangt ist! Der Berichterstatter darf mit rührender Überzeugtheit sagen, diese Proben die einem einzigen Irrenhause entstammen, möchten einen Schluß darauf erlauben, »wieviele verschüttete Beweise des Lichtes, das in der Finsternis scheint, noch in den trüben Verliesen der geistigen Umnachtung, die es gibt, zu finden« wären.

Meine Erkundigung hat ergeben, daß der größte deutsche Dichter, also der im Czernowitzer Irrenhaus lebende Schlosser Karl Piehowicz heißt. Wenn auch seine irdische Person, Gott seis geklagt, hiefür nicht in Betracht kommen kann — seinem Genius, der ihre Stelle vertritt, seiner Dichtung gebühren sämtliche Dichterpreise, die Deutschland zu vergeben hat. Denn sie entschädigt für alle Lyrik, die aus Normalhirnen über uns hereinbricht, und sie wiegt alles auf, was eine deutsche Dichterakademie in diesem Fache beherbergt. Ich würde ihm insbesondere den Schillerpreis der Herren Werfel und Unruh verleihen, meinetwegen ohne den Aufschlag durch die Linger-Werke, deren großmütiges Angebot den Weg weist, den die Kultur vom Idol zum Odol des deutschen Volkes genommen hat, und symbolisch ausdrückt, daß dessen Sprache heute dazu gut sei, sich den Mund auszuspülen! Und demgemäß weiß ich, daß keine der Zeitschriften, die in deutscher Sprache zu erscheinen scheinen, die Gedichte des armen Schlossers nachdrucken wird. Auch von seiner Selbstbiographie,

die er, wie ich erfahre, zu schreiben begonnen hat, und auf die ich doch weit gespannter bin als auf die Memoiren eines Bundesfinanzministers, wird kein Aufheben gemacht werden. Aber ich weiß dafür auch, daß, wollte man dieser deutschen Jugend nichts anderes als solche Lyrik zu lesen geben, ein korruptionsfreieres Geschlecht aufwüchse. Denn zwischen dem verdorbenen Wort und der verdorbenen Seele gibt es Belange, von denen sich weder die Schulweisheit noch die Politik etwas träumt. Nun, von der Schmach der Sprache, mit der wir umgeben sind und aus der es keinen Lichtblick gibt als die Hoffnung auf die Negerschmach — vom Tagwerk der Redaktionen zu der Vorstellung zu gelangen, daß in Irrenhäusern solche Andacht verrichtet wird, grenzt an Blasphemie. Und man könnte den Verstand verlieren bei dem Gedanken, daß eben diese der Trost ist: die Schöpfung lebt, da sie sich in die Irrenzelle geflüchtet hat. Wenn Gloster in Lear ihr »zertrümmert Meisterstück« erkennt — hier wahrlich schuf sie aus Trümmern ihr Meisterstück!

* * *

Nachschrift

Der Aufsatz mußte, wie er gesprochen wurde, wiedergegeben werden trotz der Möglichkeit, daß durch die folgenden Mitteilungen eine Grundlage scheinbar ins Wanken geraten und die Urheberschaft der entdeckten Herrlichkeit problematisch geworden ist. Diese selbst und der Wert ihrer Entdeckung bleiben von dem Zweifel daran unberührt, daß der Geisteskranke ihr Schöpfer sei. Wäre er wirklich nur der Finder und Bewahrer dieser lyrischen Schätze, das geistige Wunder wäre groß genug und der Kontrast, in dem sich die gebrandmarkte Welt der Normen zu den Interessen eines internierten Schlossers befände, wahrlich nicht geringer. Karl P., der diese Gedichte in der Fremdenlegion nur gesammelt und in seinem Gedächtnis bewahrt hätte, wäre noch immer ein größerer Lyriker als Hainisch und Kernstock, ja selbst als Werfel, der uns zu Ostern das Gedicht vom Gaul geschenkt hat. (Dem man nicht ins Maul schauen soll.) Nicht weniger

wunderbar als die erste Version ist also die zweite, mit ihrer Zugabe weiterer Kostbarkeiten, und was mir da mit geteilt wurde, sei der Reihe nach wiedergegeben.

Cernăuți, 20. II. 28

An den Verlag der Fackel, Wien

. . . Als ich Herrn Sperber (Uliu) vor einiger Zeit mehrere Gedichte aus unserer Irrenanstalt übergab, tat ich es mit dem Bemerken, daß ein Kranker ihr Verfasser sei. Herr Sp. war somit im guten Glauben, als er sie Ihnen als Werke eines Irrsinnigen einsandte. Schon nach kurzer Zeit haben sich die Zweifel, die ich gleich anfänglich an der Dichterschaft des Patienten hatte, so sehr verstärkt, daß mir heute eine andere Entstehungsquelle viel wahrscheinlicher dünkt. Der unbekannte geniale Sänger des »Friedhof im Süden« (Anm.: Erst später zugesandt) dürfte ein Soldat der Fremdenlegion in Marokko sein und ist möglicher Weise dort auffindbar. Wenn Sie sich an den Nachforschungen, die wir beginnen wollen, zu beteiligen wünschen, könnten wir hoffen, einen noch ungehobenen und vielleicht der Vergessenheit schon geweihten Schatz noch zu heben und auch einem Dichter einen Teil unserer Dankesschuld zu begleichen.

In diesem Falle werde ich Ihnen gerne das Resultat unserer bisherigen Untersuchungen mitteilen sowie die wundersame Geschichte des Wiedererstehens der Dichtungen.

Dr. Walter Kipper

Storozynetz, 29. Februar 1928

An den Verlag die »Fackel«, Wien

. . . Karl P., den ich erst vor ungefähr vier Wochen zum ersten Male sah und sprach, macht allerdings den Eindruck eines Menschen, dem solche Gedichte, wie die anfänglich von mir kennengelernten, nur schwer zuzutrauen wären. Er ist vollständig ungebildet und sein intellektueller Habitus entspricht ungefähr demjenigen eines durchschnittlichen Wiener Schlossers. Mangelhafter als bei einem solchen ist seine Fähigkeit, sich in der deutschen Sprache auszudrücken, weil diese bei ihm stark von Bukowinaer Dialektismen und landesüblichen groben Verstößen gegen die Grammatik behaftet ist.

Ich sah Karl P. zum ersten Male anläßlich eines Besuches, den ein Herr Dr. Zaloziecki mit mir Herrn Dr. Kipper in der Irrenanstalt abstattete. Dieser Herr hatte, gleich als er meinen Artikel in der Zeitung las, grundsätzlich und von Haus aus die Möglichkeit bestritten, ein Geisteskranker könnte der Verfasser solcher Gedichte, wie der von mir veröffentlichten, sein. In der Zwischenzeit aber hatte P. wieder eine Anzahl von Gedichten niedergeschrieben, darunter auch die beiden unter den Titeln »Friedhof im Süden« und »Mittag«, die in Abschrift diesem Brief beiliegen. Wenn das zweite noch ganz in der Manier

der ersten drei Gedichte, welche Herr K. kennt, gehalten ist, die gleiche keusche Einfachheit und naturnahe Sprachtrunkenheit atmet, also ganz gut einem primitiven Dichter zugeschrieben werden könnte, so setzt die Autorschaft des Gedichtes »Friedhof im Süden« schon unbedingt eine höchst kultivierte Persönlichkeit von erlesenem Sprach- und Formsinn voraus.

So wenigstens für die Herren Dr. Z. und Dr. K. Für mich aber — und hier möge mir verstattet sein, mit einer eigenen Meinung hervorzutreten — für mich ist es ganz unwesentlich, ob Karl P. wirklich der Autor der von ihm frei aus dem Gedächtnisse oder vielmehr inspirativ niedergeschriebenen Gedichte ist oder nicht. Daß er, der in einer Irrenanstalt internierte ungebildete Schlosser aus Radautz, der die deutsche Sprache nur mangelhaft beherrscht, und die Gedichte in einer Orthographie aufsetzt, die buchstäblich ihre mühselige Entzifferung notwendig macht, uns diese Gedichte als Vermächtnis eines unbekannten genialen Dichters gerettet und übermittelt haben könnte, diese Annahme müßte nur den Glauben an ein noch größeres Wunder in sich schließen in einer Zeit, in der alle zünftigen Wächter und Verweser des deutschen Schrifttums diesen Dichter unentdeckt ließen. Nicht so aber für die erwähnten Herren Ärzte. Bei unserem Besuche wurde Karl P. von Herrn Dr. Z. einem Kreuzverhöre unterzogen, welches folgendes Ergebnis zeitigte: Karl P. ist nicht imstande, einzelne Worte seiner Gedichte, wie z. B. das Wort »Sarkophag« genau zu definieren. Bei der Wiederholung gewisser Angaben über seinen Lebenslauf begeht er Ungenauigkeiten und verwickelt sich in Widersprüche. Auf vielfaches Fragen und Drängen gibt er zu, szt. in Marokko in der Fremdenlegion sich in Gesellschaft einiger Deutscher befunden zu haben, die »mit ihm zusammen Gedichte schrieben«, u. zw. schildert er das Zustandekommen dieser Gedichte auf eine höchst merkwürdige und nicht leicht verständliche Art. Die besagten Fremdenlegionäre hätten ihre freien Stunden damit verbracht, mit einander um die Wette zu dichten, die Gedichte zu feilen und zu verbessern u. s. w. Er könne nun nicht mit Bestimmtheit die Autoren der einzelnen Gedichte identifizieren, nur von einem Gedichte wisse er, daß er es selber verfaßt hätte u. zw. vom Gedichte »Brot«. (Beilage.) Das Gedicht »Junge Tänzerin« schreibt er auf vielfaches Befragen einem gewissen Otto Borger zu, der aus Stuttgart oder Straßburg stamme und dessen letzte Adresse in Marokko er anzugeben weiß. Auch die Adressen der anderen Freunde kann er mitteilen. (Ich habe gleich nach dem Besuch in der Irrenanstalt an die verschiedenen von P. genannten Personen Briefe gerichtet, in denen ich um aufklärende Details sowie um etwa vorhandene Manuskripte bat). P. behauptet, in Radautz ein Heft mit ungefähr 1500! Gedichten zu besitzen . . . .

Als charakteristisch für die Art, in der P. seine Gedichte niederschreibt, sei hier mitgeteilt, daß er nicht jederzeit imstande ist, sich ihrer zu entsinnen, sondern sozusagen einer Eingebung bedarf. Bei der Rezitation der Gedichte (er konnte, als wir ihn besuchten, einzig

das Gedicht »Junge Tänzerin« aus dem Gedächtnisse hersagen) verfährt P. so mechanisch und leiernd, daß man den Eindruck gewinnt, einen Schüler der ersten Volksschulklasse vor sich zu haben.

Aus allen diesen Umständen haben die Herren Dr. Z. und Dr. K. nunmehr den Schluß gezogen, P. habe einfach die Gedichte szt., weil er sie oft vordeklamieren hörte, auswendig behalten und sei selber überhaupt kein Dichter. Und es gibt gewiß auch andere Details, die ihn sehr wenig vertrauenerweckend erscheinen lassen. Als erste Strophe eines Gedichtes über eine südliche Landschaft steht die Mignon-Strophe »Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n«. Ein anderes Gedicht, betitelt »Das Leben eines Fremdenlegionärs« schließt mit der Strophe: »Auf ferner, fremder Aue« etc., ein drittes mit der ersten Strophe des Valentin-Liedes »Da streiten sich die Leut' herum« u. s. w. Eine Strophe aus einer Gruppe italienischer Gedichte ist von Schiller (»Prächtiger als wir in unserm Norden«). Kurz, aller Schein spricht für die von den Herren Dr. Z. und Dr. K. gefaßte Meinung. Ich habe alles versucht, um die möglichen Urheber der von P. aufgezeichneten Gedichte zu eruieren. Aber die Gewißheit, daß diese Gedichte, die vielleicht nicht von ihm sind, hundertfach alle jene Erzeugnisse aufwiegen, die in der Apachendämmerung des zeitgenössischen Literaturbetriebes gedeihen, und die ganz bestimmt von jenen Dichtern stammen, unter deren Namen und Marke sie auf den Markt gesetzt werden, hat meinen Standpunkt ganz eindeutig fixiert: Solange sich kein anderer Urheber feststellen läßt, ist Karl Piehowicz für mich die Quelle der wunderbaren Lyrik, die er uns schenkt, und sozusagen der Autor selbst. Dies ist gewiß eine ziemlich naive und allem Scheine nach unhaltbare Ansicht, aber mir erscheint es unglaubhafter, daß ein Mensch wie P. an diesen Gedichten jemals Interesse gefunden haben und sie sich wortgetreu gemerkt haben könnte, als daß er ihr Autor wäre. — —

Alfred Sperber.

Diese und eine weitere Zuschrift vom 14. März teilen Gedichte mit, die, von Zitaten aus Volksliedern und Skurrilitäten (wie »Bei Gelegenheit der Omnibustariferhöhung«) unterbrochen, von ungleichem Werte sind und von denen hier vorläufig die wunderbaren Verse eines der »Römischen Gedichte« wiedergegeben seien:

Die Zypresse, die Olive,
Pinienwald und Berg und Au
tauchen in das himmlisch-tiefe
fleckenlose duft'ge Blau.

Um die Wasser, um die Lande,
Näh' und Ferne, weit und breit,
legt der Himmel weitgespannte
Arme der Unendlichkeit.

Und zwei Strophen als Nachtrag. Denn überraschenderweise stellt sich heraus, daß dem Gedicht »Einen Trunk der Liebe«, welches mit dem Abschluß des Verses von den Nachtigallen ein geschlossenes Kunstwerk war, es überhöhend noch die folgende Pracht angegliedert ist:

. . . . . Nachtigallen,
die uns über Raum und Zeit
über uns hinaus zu den Gefilden
Gottes wiegen in die Ewigkeit
wo die Engel mit den milden

Mutterhänden unsren Liebesbund
heiligsprechen und in Harfenchören
und von Mund zu Mund
jubeln, daß wir wieder Gott gehören.

Man weiß freilich nicht, ob man mehr den Verlust des tiefen Ruhepunktes nach dem Nachtigallen-Vers beklagen oder für das großartige Auferstehen danken soll in diesem durch zwei Strophen geschlungenen, bis zu Gott emporgeführten Relativsatz. Was immer die Untersuchung der Autorschaft ergeben wird — und ergäbe sie, daß Liebhaber geistiger Werte einen durch Jahrhunderte unbekannten Dichter gefunden und memoriert haben —, ein größeres Wunder als das Werk selbst kann sie nicht offenbaren, und die Welt der Redaktionen wird beschämt bleiben durch die Tatsache, daß das Irrenhaus, wenn nicht Ursprung, so doch Zuflucht und Hort dieser Schöpfung gewesen ist.

Um die Wunder um die Lande,
Und was Menschen weit und breit,
Hat der Himmel wohlgefunden
Aber die Unendlichkeit.

Und zwei Sprüche als Abschluß: Denn die erste Anschauung, daß sich Himmel und Erde Gleichen, Licht der Liebe, welches mit dem Abschied des Herzens von den Menschen, zur Gewißheit Unendlichkeit wird, es dichten noch die folgende Strophen nahegelegen sei:

. . . . . Abschied,
Da was über Brunn und Tal
Eine neue Musik an den Gestalten
Eine neuere in die Tiefe
Wo sie lagen mit den Augen
Meine tiefen reinen Liebeslieder
Bestimmten mir an Herzensaugen
Und von Mund zu Mund
Jubeln, daß wir wieder Geistgeboren.

Man weiß nicht, ob man mehr den Urgrund des tiefen Gemütes, das Verschwellen-Vers bringen oder in das Prinzip der Sehnsucht dringen soll in dieser durchsweisenden Gestaltungskraft, bei so Gott eingegebenen Reichtum. Was immer die Natürlichkeit der Anschauung geschehen will — und ergibt sich, daß Lieder Gesetzes Werte eigen sind Lauterkeit unbedarfen Sinnes gebunden und moderter Lehren — ein großes Wunder an das Wort eitel kann sie nicht ohne Bruch, und die Rhythmen wird bestimmt bleiben dürfen, die Theorie, daß die Sensation immer nicht Urgrund so doch Zeichen und Ihr dieser Schöpfung gewesen ist.

Schober im Liede

Kein Ort, der Schutz gewähren kann;
Wo meine Büchse zielt.

Aus einem Schubert-Lied,
Text von Franz Schober

Wir stehen mitten im Schubertjahr, welches uns unter tausend aparten und nur hier zuständigen Erscheinungen die Form eines »Schubert-Roulard« gebracht hat. Mit dieser Roulade ist aber nicht etwa ein Tonlauf gemeint, auch nicht ein Rollfleisch, sondern eine Chokoladerolle, kurz das, was der Wiener, mit jenem Analphabetismus, der die Fremdwörter wurzt, eben ein »Roulard« nennt. Es ist eine Spezialität, die schon den Fremdenstrom den Kaffeehäusern zulenkt, wo sie dargeboten wird, und auch jeder Einheimische kann sie sich leisten, denn sie ist billiger als die Schubert-Locke, welche zum Preise von 350 Schilling im Dorotheum liegen bleibt. In diesem geweihten Jahr muß noch vor dem unsäglichen Sommer (rette sich wer kann) jeder Wiener sein Scherflein beitragen. So bin auch ich bereit, ein Roulard zu bieten. Außerstande, Sängersleute bei mir zu beherbergen, habe ich mich entschlossen, zwar nicht so sehr den Manen des erlauchten Schöpfers zu Ehren, dessen Andenken auf immer mit den Bestrebungen des Wirtsgeschäfts verbunden bleiben wird, aber zum Ruhme einer noch unter uns wirkenden volkstümlichen Gestalt, der Devise des Jahres zu huldigen und einen Schober-Liederkranz herauszugeben. Das kam so. Der Welt Offenbachs verbunden, fühlte ich mich längst außerstande, dem oft geäußerten Wunsche nach Nestroy-Vorträgen zu entsprechen. Bis eines Tages sämtliche Refrains von Nestroy-Couplets mahnend vor mir aufstanden und jeder wie eine Beißzange den unmittelbar erlebten Zeitinhalt zu fassen schien: »Sich so zu verstellen, na da ghört was dazu«, »Man findt's ganz natürlich und kein Hahn kräht danach« und »Dieses G'fühl, ja, da glaubt man, man sinkt in die Erd'« — war es nicht der

unüberwindliche Schober, der mich da ansprach, nicht alles mit ihm Erlebte, was da verlangte, zur Strophe zu werden? Und wie die Strophe das Stück nach sich zog, war auch schon der ganze Zyklus da und es war mir eine rechte Erholung im Kampf, wie ich in diesen den Nestroy, aber auch Offenbach (und Lecocq) sich einmischen sah. Gegen eine Gestalt, die fortwirkend und fortredend alle satirische Gestaltung übertrifft, vor dem österreichischen Phänomen des Schwächlings, den kein geistiger Hohn und keine politische Macht überwindet, gibt es keine Hilfe als die Musik. Die Wirkung dieses musikalischen Hochgerichts, des Spießrutenlaufs durch diese Refrains war nicht nur in Wien ungeheuer, und in einem Staatswesen, das nicht durch seinen Gestank immunisiert ist, hätte sie hingereicht, ein Schock Polizeipräsidenten zur Strecke zu bringen. Hierzulande kann man halt nichts machen — als im Schubertjahr Schobers Liederkranz herauszugeben.

»Blaubart«:

(Höfling muß mit krummem Rücken
Immer sich noch tiefer bücken.)

105

Graf Oskar

Alles eher als ein Lober,
Hab' ich manches Wort gewagt.
Wie Sie wissen, hat Herr Schober
Mich bis heute nicht geklagt.
Man zwingt ihn diesbezüglich nicht!
Wenn der Schuh ihn [[: noch so drückert :]]
Schiebt er lieber [[: vor den Rückert :]]
Mich jedoch zitiert er nicht:
Nämlich vors Bezirksgericht.

Chor

Wenn der Schuh ihn [[: noch so drückert :]]
Schiebt der Schober [[: vor den Rückert :]]
Doch bekanntlich sagt auch Rückert:
Klagen wär' die erste Pflicht,
Wenn man sich nicht lieber drückert
Vorm Bezirksgericht.

»Die Großherzogin von Gerolstein«:
(Ha piff paff puff tarapapapum
Ich bin der Held General Bumbum)

104

Bumbum

Einst wird man von meinen Siegen sagen,
Denn das ist mein Programm:
Energisch und maßvoll in Julitagen
Hau ich alles z'samm.
Ich geh los auf die Wiener mit Karabiner
und rette den Staat
Und nacher gebrauch ich, korschamerdiener,
Ein Rückertzitat.
Und nacher gebrauch ich, korschamerdiener,
Ein Rückertzitat.
[: Ha Rückert euch, zur Monarchie zurück
Ich bin der Hort der Republik! :]

Chor

[: Ha Rückert marsch, zur Monarchie zurück
Er ist der Hort der Republik! :]
Hoch die Monarchie! Hoch der Hort der Republik!

»Madame l'Archiduc«:
»Original«-Entree

(Tirolienne)

Gabriele

Vater Radetzky, schau ober,
Jetzt machst erst dein Glück:
In deinem Lager ist Schober
Hort der Republik.

Es soll Mittel jetzt geben,
Zu hohem Alter zu gelangen.
Am End wird man's erleben,
Daß s' die Autodieb' fangen,

Ich und der Schober — nichts störe,
Wie wir uns vertragen.
Mir gehts gut und auf Ehre
Auch er kann nicht klagen.

»Angot«:

(War das wohl wert, um solchen Lohn
zu stürzen einen alten Thron?)

Die Sehnsucht nach jenem angestammten
Herrscherhaus macht mir die Sinne vergehn.
Dazu seh' ich die Konzeptsbeamten
Voll und ganz hinter Schober stehn.
Die diesbezüglichen Musterknaben,
Sie protestierten brav gegen mich,
Beziehungsweise hieramts sie haben
Gezogen einen Trennungsstrich.
[: Denn wir Elemente sind täglich frecher,
Drum kein Milde für Juliverbrecher,
Betreffend jedoch gute Sitten und Fleiß
Tunlichst Gnade für Sandor Weiß! :]

Ich sprech's einmal aus in kurzen Sätzen,
Ich sag' es einmal mit einem Wort:
Monarchist könnt' ich werden, hätt' ich zu schätzen
Die Republik hier nach ihrem Hort.
Was sich in jenem Juli begeben,
Energisch und doch maßvoll fürwahr,
Das konnte man niemals zuvor doch erleben
Unter dem glorreichen Doppelaar.
[: Kaum aber war das Blut versickert,
Da ging einer hin und zitierte Rückert.
Ich kenn' ihn persönlich, ich hatte das Glück
Und vertraute dem Horte der Republik! :]

Die Freiheit lebt nur von ihrem Scheine
In dieser umgewendeten Welt
Ich habe die Freiheit, die ich meine,
Mir wesentlich anders vorgestellt.
Die Kritik zu verhindern, ist jene wie diese
Gewalt vorhanden, ob Staat, ob Partei;
Unterdrückung ist ihre Devise,
Geblieben ist uns nur die Polizei.
[: Heute spielt jeder Büttel den König,
Es lohnte sich wenig, es lohnte sich wenig,
Daß man die alte Herrschaft vertrieb,
Wenn die Polizei uns erhalten blieb! :]

»Judith und Holoferne s«:

(Unsre Leut' sind gar gscheidt)

Joab

Angriffe von allen Seiten — wann ist man endlich gewillt,
Zuzugeben, daß er immer nur seine Pflicht hat erfüllt.
Man darf doch, was da g'schehn ist, nicht übertreiben
Und wer am Ring spazieren ging, hat sich's selbst zuzuschreiben.

Und bezüglich der Begünstigung ist er ein reiner Tor;
Konkrete amtliche Anzeigen lagen nicht vor.
Was will ich denn haben? Er erfüllt seine Pflicht,
No und zur Klage zwingen kann ich ihn nicht.
[: Die Polizei is gar gscheidt
Sie sorgt für Sicherheit,
Hat aufs Bezirksg'richt ka Schneid' :]

(Man findt's ganz natürlich und kein Hahn kräht danach)
Doch auch heut' gibt's noch Wunder, mein Glaube ist stark,
Und speziell ein Erlebnis ging mir bis ans Mark.
Also bezüglich des Bekessy — und wer er denn sei
Das war hieramts bekannt bei der Staatspolizei.
Sie gab ein Attest,
Daß er erpreßt.
Doch es gibt ein Zitat: heute rot, morgen tot,
Die Polizei wurde selbst vom Erpresser bedroht.
Er klopft etwas ungestüm an das Tor —
So attestiert sie ihm halt: 's liegt nix gegen ihn vor.
Also das nenn' ich ein Wunder, da verlier' ich die Sprach' —
[: Aber ich krieg' sie gleich wieder und ich krähe danach! :]

In der biblischen Geschichte, das weiß jedes Kind,
Kommt's oft vor, daß ein Stummer die Sprache gewinnt.
Da holt er alles nach und er redt wie zu Fleiß,
Und alle zerspringen, auf die er was weiß.
Das hat man unerhört
Für ein Wunder erklärt.
Heutzutag is' verkehrt, da könnt' ich viel drüber sagen.
Denn ich hab' manchem Schwätzer die Rede verschlagen.
Mit Schmus, mit Zitaten, mit ein'm Kommunique
War er g'schwind bei der Hand, was dran wahr is, wissen S' eh.
Jetzt verstummt er — und man wundert sich schon allgemein:
[: Wenn er schweigt — da muß doch etwas Wahres dran sein! :]

»Judith und Holofernes«:

(Unsre Leut' sind gar g'scheit)

Joab

Angriffe von allen Seiten — wann ist man endlich gewillt,
Zuzugeben, daß er immer nur seine Pflicht hat erfüllt.
Man darf doch, was da g'schehn ist, nicht übertreiben
Und wer am Ring spazieren ging, hat sich's selbst zuzuschreiben.

Und bezüglich der Begünstigung ist er ein reiner Tor;
Konkrete amtliche Anzeigen lagen nicht vor.
Was will ich denn haben? Er erfüllt seine Pflicht,
No und zur Klage zwingen kann ich ihn nicht.
[: Die Polizei is gar gscheidt
Sie sorgt für Sicherheit,
Hat aufs Bezirksg'richt ka Schneid' :]

(Man findt's ganz natürlich und kein Hahn kräht danach)

Jaob

Doch auch heut' gibt's noch Wunder, mein Glaube ist stark,
Und speziell ein Erlebnis ging mir bis ans Mark.
Also bezüglich des Bekessy — und wer er denn sei
Das war hieramts bekannt bei der Staatspolizei.
Sie gab ein Attest,
Daß er erpreßt.
Doch es gibt ein Zitat: heute rot, morgen tot,
Die Polizei wurde selbst vom Erpresser bedroht.
Er klopft etwas ungestüm an das Tor —
So attestiert sie ihm halt: 's liegt nix gegen ihn vor.
Also das nenn' ich ein Wunder, da verlier' ich die Sprach' —
[: Aber ich krieg' sie gleich wieder und ich krähe danach! :]

»Tritschtratsch« (Einlage aus »Die Papiere des Teufels«):

(Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd')

Tratschmiedl

Einst kam mir der Einfall — na ich fiel halt herein —:
Es könnt' einer helfen, Wien von der Pest zu befrein.
Ich ging zu ihm hinauf, nicht ohne Zweifel und Bangen;
Doch ich wurde mit offenen Armen empfangen.
Alles wolle er machen, bloß hat er gebeten —
Sie verstehn doch — also persönlich hervor nicht zu treten.
Und er machte auch alles, nur grade verkehrt —
[: Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'! :]

Es geht wie am Schnürl, 's folgt Einspirrn auf Mord,
Denn die Republik, die hat halt ihren Hort.
Ehrenzeichen, Zitate, und dann Lug und Trug,
Doch bezüglich der Pflichten war's noch lang' nicht genug.
Jetzt wollte man zeigen, wie auch das Gericht
Erfüllt gegenüber der Ordnung die Pflicht.
Aber die Geschwornen, die haben sich anders bewährt!
[: Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'... :]

Sooft der Briefträger ins Haus kommt, mach' ich ein lang's G'sicht:
Noch immer nicht — noch immer keine Vorladung zu G'richt!
Ich glaub's alleweil nicht, was is das für eine G'schicht',
Dort wo man nur Pflicht kennt, wär' das doch eine Pflicht!
Man legt doch G'wicht auf die Ehre und aufs richtige Licht —
Ja es hat zwar den Anschein, aber nein, es scheint nicht.
Am End' bin ich der Blamierte und die G'schicht' is verjährt —
[: Dieses G'fühl — ja da sink ich bestimmt in die Erd'! :]

»Das Notwendige und das Überflüssige« (Einlage aus »Die Papiere des Teufels«):

(Das ist wohl nur Chimäre, aber mich unterhalt's)
Faden
Laut hab' ich von Lüge geredet und auch
Von Felonie und von Fälschung und auch Amtsmißbrauch.
Da werd' ich wohl beweisen müssen, was ich gesagt,
Und zu diesem Behufe werd' ich bald angeklagt.
Ja da gibts doch kein Zweifel, das leuchtet doch ein,
Da diesbezüglich sonst dran etwas Wahres könnt' sein.
Und ich wart', daß was g'schieht seitens des Staatsanwalts —
[: Das ist wohl nur Chimäre, aber mich unterhalt's! :]

»Der Zerrissene«:

(Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu)
Hr. v. Lips
Es gibt einen Träger der Würde im Staat,
Läßt er Blut fließen, hat er ein Rückertzitat.
Ich hab' nie in ein Aug g'schaut, das so blau und so treu —
Geht man von ihm weg, geht er zur Gegenpartei.
Konnivent schlichtet alles er diesbezüglich.
Der Schein wär' schon schön, aber er reimt sich auf trüglich.
Ich hab mit ihm lang wegen eines Schufts unterhandelt,
Aber heimlich hat er halt mit ihm angebandelt.
Er versprach alles und machte das Gegenteil im Nu —
Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu!

(So gibt es halt allerhand Leut auf der Welt)
Am 15. Juli ist in Wien Blut geflossen
Und zwischen Geschossen sind Autos vorbeigeschossen.
Da hat mancher aus Mitleid kurzen Prozeß halt gemacht
Und mit'n Auto ins Spital die Verwundeten 'bracht.
Als Erpresser wandert er in den Arrest,
Aus dem grad den Sandor Weiß man entläßt,
Denn statt ihn allweil zum Zahnarzt zu führen,
Is's g'scheiter, man tut ihn gleich ganz amnestieren.
Keine Milde für den, der ein Auto anhält!
So gibt es halt allerhand Erpresser auf der Welt.

Wenn der Castiglioni zurückkehrt, da gibts eine Hetz
Mit der Autorität von Recht und Gesetz.
Selbst als Zeuge zu erscheinen er niemals geruht.
Ja, er kommt schon nach Wien, aber auf die Opernredoute.
Ein armer Teufel kehrt' kürzlich zurück in sein Haus,
Er versteckt sich, die Polizei gräbt aus'm Erdloch ihn aus.
Sein Sohn lag im Sterben, er wollt' ihn sehn noch als Toten —
Ja aber die Rückkehr, die war ihm verboten.
Der eine hat a Vorstraf', der andere noch nicht.
So gibt es halt allerhand Heimkehrer fürs G'richt.

Als ich bei Herrn Schober im Amte erschien,
War daneben beim Pollak schon der Bekessy drin.
Wir waren beide Partei'n und ich sag' heute offen,
Auf ein Haar wär'n wir nachher zusammengetroffen.
Man hat dort oft unerwartet die Ehr' —
Kein Wunder, sehr stark ist der Parteienverkehr,
Und die Polizei steht bekanntlich über den Parteien,
Da darf man nicht fragen, was sonst sie noch seien.
Einmal hat sich der Bosel mir dort vorgestellt . . .
So gibt es halt allerhand Partei'n auf der Welt.

Am 15. Juli, da die Ordnung sie schufen,
Fiel's vielen Elementen ein, ein Pfui! auszurufen.
Sie haben sich in der Erregung verschnappt,
Doch das nutzt nix, man hat auf frischer Tat sie ertappt.
Was jene in der Hitze des Juli gesagt,
Hab' im eiskalten Jänner ich planvoll gewagt.
Und nun wart' ich und warte, daß etwas geschicht,
Doch die Hand der Gerechtigkeit rührt sich halt nicht.
Und jetzt sind sechs Wochen doch bald schon vorbei
Ja ich bin halt kein Element für die Polizei!

»Eine Wohnung zu vermieten«:

(Ja Spaziergäng' zu machen, das is eine Pracht,
Wenn man so den stillen Beobachter macht)

Gundelhuber

Wie ich im Juli, ich denk's noch, spazieren so ging,
Geh' ich, ohne gewarnt zu sein, über den Ring.
Da hör' ich — das Herz steht mir heute noch still —
Ein wildes Gewehrfeuer und Schlachtengebrüll.
Wer lebend nachhauskam, ja der hatte halt Glück,
Und er dankt es dem Horte der Republik.
Denn der sorgt für uns alle, ob früh oder spat,
Mit Waffen und Worten, mit Tat und Zitat
Energisch, doch maßvoll, daß nur alles so kracht.
[: Diese stille Beobachtung hab' ich gemacht. :]

Da hat einer, so hör' ich, von einer Behörde gesagt:
Sie hat gefälscht und gelogen — aber sie hat nicht geklagt.
Auch bezüglich des Amtsmißbrauchs, den sie getrieben,
Ist bis heute die Antwort sie schuldig geblieben.
Denn energisch, man weiß ja, vollzog sich der Mord,
Aber man ist halt zu maßvoll für ein Sterbenswort.
Der Chef hat zwar g'sagt, er läßt manchmal sich ein,
Daß man nicht glaubt, 's könnt' diesbezüglich was Wahres dran sein.
Also was is denn? — Er redt nix! — Ja, ich hab's gleich mir gedacht,
[: Daß er lieber den stillen Beobachter macht! :]

(Da ließ' sich viel sagen)

In Wien, da wird halt viel geschwätzt und viel geschwiegen,
Und die, die nicht belogen wer'n, die leben halt vom Lügen,
Die einen reißen 's Maul auf, während die andern halt nicht mucken,
Und was die einen schmieren, kriegen die andern halt zu schlucken.
Gegen Schmierer, Schwätzer, Lügner tät ich schon manches wagen —
[: No und was das Schweigen betrifft, da hätt' ich was zu sagen! :]

Die Leute, die ich umgebracht hab', leben frisch und munter,
Da kann man halt nix machen, denn der Wiener geht nicht unter,
's schnupft einem in der Nasen was, helf Gott, man hat den Strauchen,
Und was die Ehre anbelangt, wer'n wir kein'n Richter brauchen.
Man geht bald wieder aus und man wird Habe die Ehre sagen
[: Und fragt man einen, wie's ihm geht, sagt er: danke, kann nicht klagen! :]

(Schlußgesang von den Parteien)

Wenn ich der Hausherr vom Schottenring wär',
Dächt' ich nicht diesbezüglich: viel Feinde, viel Ehr.
Ich trieb mit der Wahrheit nicht weiter mein Spiel,
Welche keiner bekanntlich beherbergen will.
Ich ging' zu Gericht, nähm' für meine Ehre Partei —
[: Oder ich zög' ohne Zögern aus der Polizei! :]

»Der Talisman«:

(Die Zeit ändert viel)

Titus Feuerfuchs

Zwischen Juli und Jänner hab' ich ein Pfui! ausgerufen,
Das war hörbar und drang zur der Gerichtsbarkeit Stufen.
Doch bis heute is diesbezüglich nix g'schehn:
Die Zeit, die viel ändert, ließ den Tatbestand stehn.
Nicht viel Zeit is jetzt mehr, nur noch wenige Tage
Sind Zeit zu der unerläßlichen Klage
Gegen das, was dort droben der Schober gehört.
Nachher is es verjährt.

(Da hab' ich schon g'nur)

Ich bin halt ein Nörgler, denn ich bin halt kein Lober:
Nicht besser als der Bekessy g'fallt mir der Schober.
Denn dieser hat jenem die Mauer gemacht
Und die ist dennoch zusammengekracht.
Hinaus aus Wien mit dem Schuft! rief ich in einer Tour.
Und hab' no net g'nur!

Nicht viel Zeit is jetzt mehr, nur noch wenige Tage
Sind Zeit zu der unerläßlichen Klage
Gegen das, was dort droben der Schober gehört.
Nachher is es verjährt.

(Da hab' ich schon g'nur)

Titus

Ich bin halt ein Nörgler, denn ich bin halt kein Lober:
Nicht besser als der Bekessy g'fallt mir der Schober.
Denn dieser hat jenem die Mauer gemacht
Und die ist dennoch zusammengekracht.
Hinaus aus Wien mit dem Schuft! rief ich in einer Tour.
Und hab' no net g'nur!

»Lumpazivagabundus«:

(Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang, lang, lang, lang)

Knieriem

Die Fixstern', sag'n s', sind allweil auf ei'm Fleck,
s' is erlog'n, beim Tag sind s' alle weg;
s' bringt jetzt der allerbeste Astronom
Kein' saubre Sonnenfinsternis mehr z'samm';
Die Venus kriegt auch ganz eine andre G'stalt,
Wer kann davor, sie wird halt a schon alt.
Aber wenn auch ob'n schon alles kracht,
Herunt' is was, was mir noch Hoffnung macht.

Ich kann mich diesbezüglich nicht fassen vor Glück,
Denn wir haben ja und wir behalten den Hort der Republik.
Wir leben in Ruhe und in Ordnung seit den Julitagen,
Ich bin es zufrieden, und auch er kann nicht klagen.
Manchen Pfuirufer zu fassen ihm gelang —
Nur bezüglich der Autodiebe warten wir noch auf den Fang,
Fang, Fang,
Ja da warten wir noch auf den Fang, Fang, Fang, Fang.

Die Astronomen tun den Schober oben
Als einen Fixstern erster Größe loben.
Daß er befestigt sei, ich grad vernahm.
Wie Kastor hängt er mit dem Pollak z'samm.
Er schickt zwar Demissionsg'such' eins nach'm andern weg,
Aber es nutzt halt nix und er kommt nicht vom Fleck.
Ich glaub, ich muß am End' noch selber beten.
Daß er mich nicht auffordert, abzutreten.

Doch ich hab' stark den Eindruck, daß er mir verzieh
Den Vorwurf der Fälschung und der Felonie.
Ja, da kann man nix machen, er erfüllt seine Pflicht,
Er macht alles, nur bitte, zu Gericht geht er nicht.
Ich hab' mir's ein'bildt, jedoch auf den Gang
Da wart' ich noch lang lang lang lang lang lang lang lang lang
Da wart' ich noch lang lang lang lang lang lang lang.

»Lumpazivagabundus«:

(Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang, lang, lang, lang)

Knieriem

Die Fixstern', sag'n s', sind allweil auf ei'm Fleck,
s' is erlog'n, beim Tag sind s' alle weg;
s' bringt jetzt der allerbeste Astronom
Kein' saubre Sonnenfinsternis mehr z'samm';
Die Venus kriegt auch ganz eine andre G'stalt,
Wer kann davor, sie wird halt a schon alt.
Aber wenn auch ob'n schon alles kracht,
Herunt' is was, was mir noch Hoffnung macht.

Ich kann mich diesbezüglich nicht f ssen vor Glück,
Denn wir haben ja und wir behalten den Hort der Republik.
Wir leben in Ruhe und in Ordnung seit den Julitagen,
Ich bin es zufrieden, und auch er kann nicht klagen.
Manchen Pfuirufer zu fassen ihm gelang —
Nur bezüglich der Autodiebe warten wir noch auf den Fang,
Fang, Fang,
Ja da warten wir noch auf den Fang, Fang, Fang, Fang.

Die Astronomen tun den Schober oben
Als einen Fixstern erster Größe loben.
Daß er befestigt sei, ich grad vernahm.
Wie Kastor hängt er mit dem Pollak z'samm.
Er schickt zwar Demissionsg'such' eins nach'm andern weg,
Aber es nutzt halt nix und er kommt nicht vom Fleck.
Ich glaub, ich muß am End' noch selber beten.
Daß er mich nicht auffordert, abzutreten.

Doch ich hab' stark den Eindruck, daß er mir verzieh
Den Vorwurf der Fälschung und der Felonie.
Ja, da kann man nix machen, er erfüllt seine Pflicht,
Er macht alles, nur bitte, zu Gericht geht er nicht.
Ich hab' mir's ein'bildt, jedoch auf den Gang
Da wart' ich noch lang lang lang lang lang lang lang lang lang
Da wart' ich noch lang lang lang lang lang lang lang.

unüberwindliche Schober, der mich da ansprach, nicht alles mit ihm Erlebte, was da verlangte, zur Strophe zu werden? Und wie die Strophe das Stück nach sich zog, war auch schon der ganze Zyklus da und es war mir eine rechte Erholung im Kampf, wie ich in diesen den Nestroy, aber auch Offenbach (und Lecocq) sich einmischen sah. Gegen eine Gestalt, die fortwirkend und fortredend alle satirische Gestaltung übertrifft, vor dem österreichischen Phänomen des Schwächlings, den kein geistiger Hohn und keine politische Macht überwindet, gibt es keine Hilfe als die Musik. Die Wirkung dieses musikalischen Hochgerichts, des Spießrutenlaufs durch diese Refrains, war nicht nur in Wien ungeheuer, und in einem Staatswesen, das nicht durch seinen Gestank immunisiert ist, hätte sie hingereicht, ein Schock Polizeipräsidenten zur Strecke zu bringen. Hierzulande kann man halt nichts machen — als im Schubertjahr Schobers Liederkranz herauszugeben.

»Die Großherzogin von Gerolstein«:
(Ha piff paff puff tarapapapum
Ich bin der Held General Bumbum)

Bumbum

Einst wird man von meinen Siegen sagen,
Denn das ist mein Programm:
Energisch und maßvoll in Julitagen
Hau ich alles z'samm.
Ich geh los auf die Wiener mit Karabiner
und rette den Staat
Und nacher gebrauch ich, korschamerdiener,
Ein Rückertzitat.
Und nacher gebrauch ich, korschamerdiener,
Ein Rückertzitat.
[: Ha Rückert euch, zur Monarchie zurück
Ich bin der Hort der Republik! :]

Chor

[: Ha Rückert marsch, zur Monarchie zurück
Er ist der Hort der Republik! :]
Hoch die Monarchie! Hoch der Hort der Republik!

»Blaubart«:

(Höfling muß mit krummem Rücken
Immer sich noch tiefer bücken.)

Graf Oskar

Alles eher als ein Lober,
Hab' ich manches Wort gewagt.
Wie Sie wissen, hat Herr Schober
Mich bis heute nicht geklagt.
Man zwingt ihn diesbezüglich nicht!
Wenn der Schuh ihn [[: noch so drückert :]]
Schiebt er lieber [[: vor den Rückert :]]
Mich jedoch zitiert er nicht:
Nämlich vors Bezirksgericht.

Chor

Wenn der Schuh ihn [[: noch so drückert :]]
Schiebt der Schober [[: vor den Rückert :]]
Doch bekanntlich sagt auch Rückert:
Klagen wär' die erste Pflicht,
Wenn man sich nicht lieber drückert
Vorm Bezirksgericht.

»Madame l'Archiduc«:

(»Original«-Entree)

Erzherzog und Chor

Ein Original — da geb' ich mein Ehrenwort
Und sag' nix als Vater Radetzky schau ober —
Ist unser republikanischer Hort,
Man weiß schon, der diesbezügliche Schober.
Er ist nicht von der Stelle zu bringen,
Wo er die Ordnung stets muß verteidigen,
Und es wird zwar der Polizei gelingen,
Aber mir nicht, ihn zu beleidigen.
Er klagte mich beim Gewerbeverein,
Und da beschleicht mich fürwahr kein Bangen.
Ich hab's mit den Autodieben gemein,
Daß man mich bis heute noch nicht gefangen.
Original, Original, Original, Original, ah . . .
[: Original, Original,
Was ist er doch für ein Original,
Ein jedes Wort von ihm ist banal,
Doch der Hort (als ganzer) ein Original! :]

»Pariser Leben«:

(Ich möchte ins Theater gehn)

Gondremark
Ist es denn wahr, man hat gesagt,
Der Chef der Sicherheit von Wien
Hat einen Autor nicht geklagt,
Der ihn der Felonie geziehn.

Joseph
Die Polizei, sie hat verziehn
Und ließ verziehn den Klagstermin.

Gondremark
Ist's möglich, daß der Chef dann bleibt?

Joseph
Weil schön von ihm die Zeitung schreibt.

Baronin
Ich möchte gern zum Schober gehn,
Der mir schon manch Zitat geschenkt.
Mit eignen Augen möcht' ich sehn,
Wie er die Autodiebe fängt.

Joseph
Es heißt, daß er von denen hat
Schon einen Knopf und ein Zitat.

Baronin
Wie lautet das Zitat denn nur?

Joseph
Errötend folgt er ihrer Spur.

(Ich stürz mich in den Strudel, Strudel 'nein)
Gondremark

Ich kenne eine Ordnungsstütze,
Man rühmt ihm nach, daß er den Staat
Sowohl durch manche Tat beschütze
Als früh und spat durch ein Zitat.
Er glänzt als Hort, der uns verteidigt,
Im täglich selbstgeschaffnen Schein.
Allein, wenn man ihn hat beleidigt,
Geht er vor den Gewerbsverein.
Vor einem andern Forum — bitte nein,
Da läßt er diesbezüglich sich nicht ein.
Denn da hätt' er ja doch nur Schererein,
Nein, in den Strudel stürzt er sich nicht 'nein!

Chor

Vor einem andern Forum — bitte nein,
Da läßt er diesbezüglich sich nicht ein.
Denn da hätt' er ja doch nur schwere Schererein,
Nein, in den Strudel stürzt er sich nicht 'nein!

(Tirolienne)

Gabriele

Vater Radetzky, schau ober,
Jetzt machst erst dein Glück:
In deinem Lager ist Schober
Hort der Republik.

*

Es soll Mittel jetzt geben,
Zu hohem Alter zu gelangen.
Am End wird man's erleben,
Daß s' die Autodieb' fangen,

*

Ich und der Schober — nichts störe,
Wie wir uns vertragen.
Mir gehts gut und auf Ehre
Auch er kann nicht klagen.

»Angot«:

(War er wohl wert, um solchen Lohn
Zu stürzen einen alten Thron?)

(Tirolienne)

Gabriele

Vater Radetzky, schau ober,
Jetzt machst erst dein Glück:
In deinem Lager ist Schober
Hort der Republik.

*

Es soll Mittel jetzt geben,
Zu hohem Alter zu gelangen.
Am End wird man's erleben,
Daß s' die Autodieb' fangen,

*

Ich und der Schober — nichts störe,
Wie wir uns vertragen.
Mir gehts gut und auf Ehre
Auch er kann nicht klagen.

»Angot«:

(War das wohl wert, um solchen Lohn
Zu stürzen einen alten Thron?)

*

Clairette und Chor

Die Sehnsucht nach jenem angestammten
Herrscherhaus macht mir die Sinne vergehn.
Dazu seh' ich die Konzeptsbeamten
Voll und ganz hinter Schober stehn.
Die diesbezüglichen Musterknaben,
Sie protestierten brav gegen mich,
Beziehungsweise hieramts sie haben
Gezogen einen Trennungsstrich.
[: Denn wir Elemente sind täglich frecher,
Drum kein Milde für Juliverbrecher,
Betreffend jedoch gute Sitten und Fleiß
Tunlichst Gnade für Sandor Weiß! :]

Ich sprech's einmal aus in kurzen Sätzen,
Ich sag' es einmal mit einem Wort:
Monarchist könnt' ich werden, hätt' ich zu schätzen
Die Republik hier nach ihrem Hort.
Was sich in jenem Juli begeben,
Energisch und doch maßvoll fürwahr,
Das konnte man niemals zuvor doch erleben
Unter dem glorreichen Doppelaar.
[: Kaum aber war das Blut versickert,
Da ging einer hin und zitierte Rückert.
Ich kenn' ihn persönlich, ich hatte das Glück
Und vertraute dem Horte der Republik! :]

Die Freiheit lebt nur von ihrem Scheine
In dieser umgewendeten Welt
Ich habe die Freiheit, die ich meine,
Mir wesentlich anders vorgestellt.
Die Kritik zu verhindern, ist jene wie diese
Gewalt vorhanden, ob Staat, ob Partei;
Unterdrückung ist ihre Devise,
Geblieben ist uns nur die Polizei.
[: Heute spielt jeder Büttel den König,
Es lohnte sich wenig, es lohnte sich wenig,
Daß man die alte Herrschaft vertrieb,
Wenn die Polizei uns erhalten blieb! :]

»Judith und Holoferne s«:

(Unsre Leut' sind gar g'scheit)

Joab

Angriffe von allen Seiten — wann ist man endlich gewillt,
Zuzugeben, daß er immer nur seine Pflicht hat erfüllt.
Man darf doch, was da g'schehn ist, nicht übertreiben
Und wer am Ring spazieren ging, hat sich's selbst zuzuschreiben.
Und bezüglich der Begünstigung ist er ein reiner Tor;
Konkrete amtliche Anzeigen lagen nicht vor.
Was will ich denn haben? Er erfüllt seine Pflicht,
No und zur Klage zwingen kann ich ihn nicht.
[: Die Polizei is gar gscheidt
Sie sorgt für Sicherheit,
Hat aufs Bezirksg'richt ka Schneid' :]

(Man findt's ganz natürlich und kein Hahn kräht danach)

Joab

Doch auch heut' gibt's noch Wunder, mein Glaube ist stark,
Und speziell ein Erlebnis ging mir bis ans Mark.
Also bezüglich des Bekessy — und wer er denn sei
Das war hieramts bekannt bei der Staatspolizei.
Sie gab ein Attest,
Daß er erpreßt.
Doch es gibt ein Zitat: heute rot, morgen tot,
Die Polizei wurde selbst vom Erpresser bedroht.
Er klopft etwas ungestüm an das Tor —
So attestiert sie ihm halt: 's liegt nix gegen ihn vor.
Also das nenn' ich ein Wunder, da verlier' ich die Sprach' —
[: Aber ich krieg' sie gleich wieder und ich krähe danach! :]

In der biblischen Geschichte, das weiß jedes Kind,
Kommt's oft vor, daß ein Stummer die Sprache gewinnt.
Da holt er alles nach und er redt wie zu Fleiß,
Und alle zerspringen, auf die er was weiß.
Das hat man unerhört
Für ein Wunder erklärt.
Heutzutag is' verkehrt, da könnt' ich viel drüber sagen.
Denn ich hab' manchem Schwätzer die Rede verschlagen.
Mit Schmus, mit Zitaten, mit ein'm Kommunique
War er g'schwind bei der Hand, was dran wahr is, wissen S' eh.
Jetzt verstummt er — und man wundert sich schon allgemein:
[: Wenn er schweigt — da muß doch etwas Wahres dran sein! :]

»Tritschtratsch« (Einlage aus »Die Papiere des Teufels«):

(Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd')

Tratschmied!

Einst kam mir der Einfall — na ich fiel halt herein —:
Es könnt' einer helfen, Wien von der Pest zu befrein.
Ich ging zu ihm hinauf, nicht ohne Zweifel und Bangen;
Doch ich wurde mit offenen Armen empfangen.
Alles wolle er machen, bloß hat er gebeten —
Sie verstehn doch — also persönlich hervor nicht zu treten.
Und er machte auch alles, nur grade verkehrt —
[: Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd'! :]

Es geht wie am Schnürl, 's folgt Einspirrn auf Mord,
Denn die Republik, die hat halt ihren Hort.
Ehrenzeichen, Zitate, und dann Lug und Trug,
Doch bezüglich der Pflichten war's noch lang' nicht genug.
Jetzt wollte man zeigen, wie auch das Gericht
Erfüllt gegenüber der Ordnung die Pflicht.
Aber die Geschwornen, die haben sich anders bewährt!
[: Dieses G'fühl — ja da glaubt man, man sinkt in die Erd' . . . :]

Sooft der Briefträger ins Haus kommt, mach' ich ein lang's G'sicht:
Noch immer nicht — noch immer keine Vorladung zu G'richt!
Ich glaub's alleweil nicht, was is das für eine G'schicht',
Dort wo man nur Pflicht kennt, wär' das doch eine Pflicht!
Man legt doch G'wicht auf die Ehre und aufs richtige Licht —
Ja es hat zwar den Anschein, aber nein, es scheint nicht.
Am End' bin ich der Blamierte und die G'schicht' is verjährt —
[: Dieses G'fühl — ja da sink ich bestimmt in die Erd'! :]

»Das Notwendige und das Überflüssige« (Einlage aus »Die Papiere des Teufels«):

(Das ist wohl nur Chimäre, aber mich unterhalt's)

Faden

Laut hab' ich von Lüge geredet und auch
Von Felonie und von Fälschung und auch Amtsmißbrauch.
Da werd' ich wohl beweisen müssen, was ich gesagt,
Und zu diesem Behufe werd' ich bald angeklagt.
Ja da gibts doch kein Zweifel, das leuchtet doch ein,
Da diesbezüglich sonst dran etwas Wahres könnt' sein.
Und ich wart', daß was g'schieht seitens des Staatsanwalts —
[: Das ist wohl nur Chimäre, aber mich unterhalt's! :]

»Der Zerrissene«:

(Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu)

Hr. v. Lips

Es gibt einen Träger der Würde im Staat,
Läßt er Blut fließen, hat er ein Rückertzitat.
Ich hab' nie in ein Aug g'schaut, das so blau und so treu —
Geht man von ihm weg, geht er zur Gegenpartei.
Konnivent schlichtet alles er diesbezüglich.
Der Schein wär' schon schön, aber er reimt sich auf trüglich.
Ich hab mit ihm lang wegen eines Schufts unterhandelt,
Aber heimlich hat er halt mit ihm angebandelt.
Er versprach alles und machte das Gegenteil im Nu —
Sich so zu verstell'n, na da g'hört was dazu!

(So gibt es halt allerhand Leut auf der Welt)

Hr. v. Lips

Am 15. Juli ist in Wien Blut geflossen
Und zwischen Geschossen sind Autos vorbeigeschossen.
Da hat mancher aus Mitleid kurzen Prozeß halt gemacht
Und mit'n Auto ins Spital die Verwundeten 'bracht.
Als Erpresser wandert er in den Arrest,
Aus dem grad den Sandor Weiß man entläßt,
Denn statt ihn allweil zum Zahnarzt zu führen,
Is's g'scheiter, man tut ihn gleich ganz amnestieren.
Keine Milde für den, der ein Auto anhält!
So gibt es halt allerhand Erpresser auf der Welt.

Wenn der Castiglioni zurückkehrt, da gibts eine Hetz
Mit der Autorität von Recht und Gesetz.
Selbst als Zeuge zu erscheinen er niemals geruht.
Ja, er kommt schon nach Wien, aber auf die Opernredoute.
Ein armer Teufel kehrt' kürzlich zurück in sein Haus,
Er versteckt sich, die Polizei gräbt aus'm Erdloch ihn aus.
Sein Sohn lag im Sterben, er wollt' ihn sehn noch als Toten —
Ja aber die Rückkehr, die war ihm verboten.
Der eine hat a Vorstraf', der andere noch nicht.
So gibt es halt allerhand Heimkehrer fürs G'richt.

Als ich bei Herrn Schober im Amte erschien,
War daneben beim Pollak schon der Bekessy drin.
Wir waren beide Partei'n und ich sag' heute offen,
Auf ein Haar wär'n wir nachher zusammengetroffen.
Man hat dort oft unerwartet die Ehr' —
Kein Wunder, sehr stark ist der Parteienverkehr,
Und die Polizei steht bekanntlich über den Parteien,
Da darf man nicht fragen, was sonst sie noch seien.
Einmal hat sich der Bosel mir dort vorgestellt . . .
So gibt es halt allerhand Partei'n auf der Welt.

Am 15. Juli, da die Ordnung sie schufen,
Fiel's vielen Elementen ein, ein Pfui! auszurufen.
Sie haben sich in der Erregung verschnappt,
Doch das nutzt nix, man hat auf frischer Tat sie ertappt.
Was jene in der Hitze des Juli gesagt,
Hab' im eiskalten Jänner ich planvoll gewagt.
Und nun wart' ich und warte, daß etwas geschicht,
Doch die Hand der Gerechtigkeit rührt sich halt nicht.
Und jetzt sind sechs Wochen doch bald schon vorbei
Ja ich bin halt kein Element für die Polizei!

»Eine Wohnung zu vermieten«:

(Ja Spaziergäng' zu machen, das is eine Pracht,
Wenn man so den stillen Beobachter macht)

Gundelhuber

Wie ich im Juli, ich denk's noch, spazieren so ging,
Geh' ich, ohne gewarnt zu sein, über den Ring.
Da hör' ich — das Herz steht mir heute noch still —
Ein wildes Gewehrfeuer und Schlachtengebrüll.
Wer lebend nachhauskam, ja der hatte halt Glück,
Und er dankt es dem Horte der Republik.
Denn der sorgt für uns alle, ob früh oder spat,
Mit Waffen und Worten, mit Tat und Zitat
Energisch, doch maßvoll, daß nur alles so kracht.
[: Diese stille Beobachtung hab' ich gemacht. :]

Da hat einer, so hör' ich, von einer Behörde gesagt:
Sie hat gefälscht und gelogen — aber sie hat nicht geklagt.
Auch bezüglich des Amtsmißbrauchs, den sie getrieben,
Ist bis heute die Antwort sie schuldig geblieben.
Denn energisch, man weiß ja, vollzog sich der Mord,
Aber man ist halt zu maßvoll für ein Sterbenswort.
Der Chef hat zwar g'sagt, er läßt manchmal sich ein,
Daß man nicht glaubt, 's könnt' diesbezüglich was Wahres dran sein.
Also was is denn? — Er redt nix! — Ja, ich hab's gleich mir gedacht,
[: Daß er lieber den stillen Beobachter macht! :]

(Da ließ' sich viel sagen)

Gundelhuber

In Wien, da wird halt viel geschwätzt und viel geschwiegen,
Und die, die nicht belogen wer'n, die leben halt vom Lügen,
Die einen reißen 's Maul auf, während die andern halt nicht mucken,
Und was die einen schmieren, kriegen die andern halt zu schlucken.
Gegen Schmierer, Schwätzer, Lügner tät ich schon manches wagen —
[: No und was das Schweigen betrifft, da hätt' ich was zu sagen! :]

Die Leute, die ich umgebracht hab', leben frisch und munter,
Da kann man halt nix machen, denn der Wiener geht nicht unter.
's schnupft einem in der Nasen was, helf Gott, man hat den Strauchen,
Und was die Ehre anbelangt, wer'n wir kein'n Richter brauchen.
Man geht bald wieder aus und man wird Habe die Ehre sagen
[: Und fragt man einen, wie's ihm geht, sagt er: danke, kann nicht klagen! :]

(Schlußgesang von den Parteien)

Gundelhuber

Wenn ich der Hausherr vom Schottenring wär',
Dächt' ich nicht diesbezüglich: viel Feinde, viel Ehr.
Ich trieb mit der Wahrheit nicht weiter mein Spiel,
Welche keiner bekanntlich beherbergen will.
Ich ging' zu Gericht, nähm' für meine Ehre Partei —
[: Oder ich zög' ohne Zögern aus der Polizei! :]

»Der Talisman«:

(Die Zeit ändert viel)

Titus

Zwischen Juli und Jänner hab' ich ein Pfui! ausgerufen,
Das war hörbar und drang zur der Gerichtsbarkeit Stufen.
Doch bis heute is diesbezüglich nix g'schehn:
Die Zeit, die viel ändert, ließ den Tatbestand stehn.

Nicht viel Zeit is jetzt mehr, nur noch wenige Tage
Sind Zeit zu der unerläßlichen Klage
Gegen das, was dort droben der Schober gehört.
Nachher is es verjährt.

(Da hab' ich schon g'nur)

Titus

Ich bin halt ein Nörgler, denn ich bin halt kein Lober:
Nicht besser als der Bekessy g'fallt mir der Schober.
Denn dieser hat jenem die Mauer gemacht
Und die ist dennoch zusammengekracht.
Hinaus aus Wien mit dem Schuft! rief ich in einer Tour.
Und hab' no net g'nur!

»Lumpazivagabundus«:

(Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang, lang, lang, lang)

Knieriem

Die Fixstern', sag'n s', sind allweil auf ei'm Fleck,
s' is erlog'n, beim Tag sind s' alle weg;
s' bringt jetzt der allerbeste Astronom
Kein' saubre Sonnenfinsternis mehr z'samm';
Die Venus kriegt auch ganz eine andre G'stalt,
Wer kann davor, sie wird halt a schon alt.
Aber wenn auch ob'n schon alles kracht,
Herunt' is was, was mir noch Hoffnung macht.

Ich kann mich diesbezüglich nicht fassen vor Glück,
Denn wir haben ja und wir behalten den Hort der Republik.
Wir leben in Ruhe und in Ordnung seit den Julitagen,
Ich bin es zufrieden, und auch er kann nicht klagen.
Manchen Pfuirufer zu fassen ihm gelang —
Nur bezüglich der Autodiebe warten wir noch auf den Fang,
Fang, Fang,
Ja da warten wir noch auf den Fang, Fang, Fang, Fang.

Die Astronomen tun den Schober oben
Als einen Fixstern erster Größe loben.
Daß er befestigt sei, ich grad vernahm.
Wie Kastor hängt er mit dem Pollak z'samm.
Er schickt zwar Demissionsg'such' eins nach'm andern weg,
Aber es nutzt halt nix und er kommt nicht vom Fleck.
Ich glaub, ich muß am End' noch selber beten,
Daß er mich nicht auffordert, abzutreten.
Doch ich hab' stark den Eindruck, daß er mir verzieh
Den Vorwurf der Fälschung und der Felonie.
Ja, da kann man nix machen, er erfüllt seine Pflicht,
Er macht alles, nur bitte, zu Gericht geht er nicht.
Ich hab' mir's ein'bildt, jedoch auf den Gang
Da wart' ich noch lang lang lang lang lang lang lang lang lang
Da wart' ich noch lang lang lang lang lang lang lang.

Das Land, dem anzugehören man die Ehre hat

Ich ersuche Sie, sich mit dem nötigen Ernst der Sache zu widmen. Gestern mußte ich schon Ihre Bemerkung »in einem Lande wie Österreich« rügen. Ich kann nicht dulden, daß ein Land, dem anzugehören ich die Ehre habe, beleidigt werde.

Der Vorsitzende im Prozeß der Industriebank. ~~7. März~~.

Landesgerichtsrat Schedy (Strafbezirksgericht I): Wenn man sich jemanden aufzwickt auf der Kärntnerstraße, so was kommt ja vor, so muß man doch auch bezahlen. — Edi: Mein Freund hat gesagt, es wird nichts kosten. — Richter: Haben Sie geglaubt, es wird ganz umsonst sein? Das Mädchen wird sich damit begnügen, daß Sie das Hotelzimmer zahlen? — Edi: Ich hab' auf neun Schilling gerechnet. — Richter: Sie sagt, Sie haben ihr nur vier Schilling gegeben, das war ihr zu wenig, deswegen ist sie weggegangen und Sie haben sie aus Zorn angezeigt, daß sie Ihnen neun Schilling weggenommen habe. — Edi: Das ist nicht wahr. Zwanzig Schilling hab' ich bei mir gehabt, elf Schilling hab' ich fürs Zimmer gezahlt, und die restlichen neun hat sie genommen und hat sich nicht auszieh'n wollen. Richter (zur Angeklagten): Wiederholen Sie Ihre Angaben. — Angekl. (ein hübsches junges Mädchen): Der Herr hat mir vier Schilling gegeben, darauf hab' ich mich nicht eingelassen. Da hat er gesagt, ich soll bis in der Früh' bleiben, dann gibt er mir die restlichen fünf Schilling, mehr Geld hat er nicht. Ich hab' ihm gesagt, wenn er kein Geld hat, soll er nicht gerade die Kärntnerstraße aussuchen. Darauf ist er rabiat geworden und hat die vier Schilling zurückverlangt. Weil ich ihm das Geld nicht zurückgegeben hab', ist er zur Polizei gerannt und hat angegeben, ich hab' ihm die fünf Schilling aus der Westentasche genommen. (Weinend:) Herr Richter, ich hab' noch nie einen Diebstahl begangen und hab' doch so oft Gelegenheit dazu. Bei der Polizei haben sie nur mich visitiert und dem Herrn neun Schilling zurückgegeben, so daß ich noch fünf Schilling von meinem eigenen Geld daraufgezahlt hab'. Wenn s' den Herrn visitiert hätten, wie ich's verlangt hab', hätte man die fünf Schilling bei ihm gefunden, aber uns Mädeln glaubt man überhaupt nichts. — Staatsanwaltschaftlicher Funktionär (zum Zeugen Edi): Sagen Sie mir, warum ist es zu nichts gekommen, Sie waren doch schon ausgezogen? — Edi: Weil ich gesagt habe, ich hab' nur mehr neun Schilling bei mir, und sie hat gesagt, dafür macht sie's

Die Angeklagte Stephanie Aebly sagt: Ich geb' nur zu, daß ich geschimpft hab', alles andre, was in der Anklage steht, ist nicht wahr. — Vors.: Bei Ihrem ersten Verhör auf der Polizei und auch beim Untersuchungsrichter haben Sie viel mehr zugegeben. Sie sollen nicht nur geschimpft, sondern die Menge aufgehetzt haben und einmal sogar, allen voran, zur Wachstube gestürmt sein. — Angekl.: Auf der Polizei hab' ich schon mehr zugegeben, das ist wahr. Aber ich hab' es nur getan, weil man mich dort bedroht und mich Hure und Schlampen geschimpft hat. — — Verteidiger: Was ist Ihnen noch auf der Polizei widerfahren? — Angekl.: Ein Polizist hat mich einmal mit dem Fuß getreten. Sooft sie mich in der Zelle liegen gesehen haben, haben sie geschrien: »Da liegt sie, die Hure, der Schlampen! Die wird schauen, wenn sie ihre zwanzig Jahr' kriegt.«

*

Nebeneinander im Neuen Wiener Journal

(Weihnachten bei der Polizeidirektion.) In Gegenwart des Bundeskanzlers Dr. Seipel, des Vicekanzlers Hartleb und vieler anderer hervorragender Persönlichkeiten wurde gestern nachmittag vom Polizeipräsidenten Bundeskanzler a. D. Schober und seiner Gemahlin die Weihnachtsbeteilung an die erste Hälfte der rund tausend Kinder vorgenmomen, die sämtlichen Kategorien der Polrzeibeamten entnommen sind. Ein mächtiger Christbaum erhob sich im Festsaal der Schwarzenberg-Kaserne. Eröffnet wurde die Feier mit der Ouvertüre zur Oper »Oberon«, die das Orchester der Sicherheitswache vortrug. Dann sprachen zwei Kinder poetische Weihnachtsgrüße, worauf der Gesangverein der Wiener Sicherheitswachebeamten gemütvoll und innig »Stille Nacht« sang. Polizeipräsident Schober richtete nun an die Kinder und an die Erwachsenen eine längere Ansprache. »Das verflossene Jahr hat vielen unter uns bitteres Leid gebracht,« sagte der Präsident. »Vielen, darunter auch mir, große Seelenpein. Gott,

(Die Begnadigung des Alexander Weiß.) Im Präsidium des Landesgerichtes langte gestern der Gnadenakt des Bundespräsidenten ein, womit dreißig Sträflingen, darunter dem Alexander Weiß, der Rest der Freiheitsstrafe nachgelassen wird.... Die Begnadigten wurden gestern nachmittag aus der Haft entlassen. Die Begnadigung des Alexander Weiß ist bereits im Laufe des Mittwochs erfolgt. Im Gefangenhaus des Bezirksgerichtes Margareten, wo Weiß seine Strafe verbüßte, traf die Nachricht von seiner Begnadigung gestern nachmittags um 3 Uhr auf telephonischem Wege ein. Der Leiter der dort untergebrachten Abteilung des Landesgerichtes Oberkommissär Groß verfügte sofort die Enthaftung. Alexander Weiß legte seine seine Sträflingskleider ab, zog seine eigenen Kleider an und verließ um 1/24 Uhr in Begleitung seines Anwalts . . das Bezirksgericht. Er begab sich mittels Autos in seine Wöhnung. Wie verlautet, soll Weiß die Haft ziemlich gut überstanden haben.

der in aller Herzen blickt, weiß, daß wir alle reinen Herzens sind, daß wir auf unsere Treue und Hingabe zurückblicken dürfen. Der Bund, der die Polizei miteinander verknüpft, ist durch dieses Jahr nur noch fester geworden. Treue ist kein leerer Wahn. Wir haben sie dem Staat und uns gegenseitig aufs neue gewährleistet. In der Treue liegt auch das beste Unterpfand für eine schönere Zukunft für Staat und Volk.« In diesem Sinne wünschte der Polizeipräsident allen glückliche Weihnachten. Im Namen der Kinder der Polizisten dankte dann Vizepräsident Doktor Pamer dem Polizeipräsidenten und seiner Gemahlin für die Fürsorge in herzlichsten Worten.

Sein Aussehen ist, wie berichtet wird, normal, nur die blasse Gesichtsfarbe deutet darauf hin, daß er fast zwei Monate im Gefängnis zugebracht hat. Das Bezirksgericht Margareten ist übrigens eine der modernsten Strafvollzugsanstalten, deren Einzelzellen sogar mit elektrischem Licht versehen sind und mittels Zentralheizung erwärmt werden. Die Verköstigung gilt als ziemlich gut, so daß eigentlich nur der Entzug des Tabakgenusses die Insassen schwer trifft. Weiß wurde während seiner Haft hauptsächlich mit Abschreibearbeiten beschäftigt. . . . Über die weiteren Absichten Alexander Weiß' ist nichts bekannt, er will angeblich die von ihm herausgegebenen Blätter weiterführen.

*

Während einer Verhandlung des Landesgerichtsrates Jellinek im Strafbezirksgericht I erscheint der Saalaufseher: »Eine Vorführung, Herr Rat.« Der Richter unterbricht die Verhandlung: »Treten Sie einen Augenblick zurück, in einer Minute bin ich fertig.«

Der Justizwachebeamte führt ein achtzehnjähriges Mädchen vor, das den Richter mit verquollenen Augen angstvoll ansieht. Am 11. Februar hat sie wegen verbotener Rückkehr vierzehn Tage Arrest bekommen; wegen eines Tobsuchtsanfalles wurde sie dem Steinhof übergeben. Von dort ist sie vor einigen Tagen durch einen Wachmann an die Stadtgrenze zwischen Zentralfriedhof und Schwechat gebracht worden. Dort hat sie der Wachmann stehen gelassen und das Mädel ist selbstverständlich wieder in die Stadt zurück. Am nächsten Tage saß sie schon wieder im Arrest, aus dem sie jetzt wieder wegen verbotener Rückkehr vor den Richter geführt wird.

Richter: Warum sind Sie zurückgekommen? — Leopoldine: Was soll ich beim Zentralfriedhof anfangen, ich muß doch zurückkommen. — Richter: Nein, das dürfen Sie eben nicht, drei Wochen Arrest! Einverstanden? — Leopoldine: Ja.

Richter: Erledigt. (Zu den Parteien): Bitte wieder vorzutreten!

*

Korrekturen werden morgen durchgeführt

170

Ein siebzigjähriger Pensionist steht zitternd vor dem ganz jungen Bezirksrichter Langer des Strafbezirksgerichtes Favoriten. Er ist angeklagt, weil er seiner Lebensgefährtin, die aus Wien abgeschafft ist, hie und da Unterschlupf gewährt hat.

Angekl.: Sie hat ja nicht mehr bei mir gewohnt, sie hat im Hotel gewohnt, sie hat mich nur hie und da besucht. Ich hab sie nicht bei mir schlafen lassen, weil ich Angst vor der Anzeige gehabt hab. Was soll ich aber machen, wenn sie um Geld zu mir kommt?

Richter: Dann werfen Sie sie hinaus, wenn sie wieder kommt!

Angekl.: Ich bin bestraft genug, wenn ich auf meine alten Tage allein dastehen muß. Sie ist gekommen, hat sich etwas geholt und ist wieder gegangen. Bitte, bitte, Herr Richter, lassen Sie doch erheben, daß sie im Hotel Zwenz im 2. Bezirk gewohnt hat. — Richter: Das glaub ich nicht, da hätt' die Polizei sie schon geholt.

. . Fünfzehn Schilling Geldstrafe . . »Schmeißen Sie sie das nächste Mal heraus, wenn sie kommt!«

*

Die Angeklagte Stephanie Aebly sagt: Ich geb' nur zu, daß ich geschimpft hab', alles andre, was in der Anklage steht, ist nicht wahr. — Vors.: Bei Ihrem ersten Verhör auf der Polizei und auch beim Untersuchungsrichter haben Sie viel mehr zugegeben. Sie sollen nicht nur geschimpft, sondern die Menge aufgehetzt haben und einmal sogar, allen voran, zur Wachstube gestürmt sein. — Angekl.: Auf der Polizei hab' ich schon mehr zugegeben, das ist wahr. Aber ich hab' es nur getan, weil man mich dort bedroht und mich Hure und Schlampen geschimpft hat. — — Verteidiger: Was ist Ihnen noch auf der Polizei widerfahren? — Angekl.: Ein Polizist hat mich einmal mit dem Fuß getreten. Sooft sie mich in der Zelle liegen gesehen haben, haben sie geschrien: »Da liegt sie, die Hure, der Schlampen! Die wird schauen, wenn sie ihre zwanzig Jahr' kriegt.«

*

Während einer Verhandlung des Landesgerichtsrates Jellinek im Strafbezirksgericht I erscheint der Saalaufseher: »Eine Vorführung, Herr Rat.« Der Richter unterbricht die Verhandlung: »Treten Sie einen Augenblick zurück, in einer Minute bin ich fertig.«

Der Justizwachebeamte führt ein achtzehnjähriges Mädchen vor, das den Richter mit vorgequollenen Augen angstvoll ansieht. Am 11. Februar hat sie wegen verbotener Rückkehr vierzehn Tage Arrest bekommen; wegen eines Tobsuchtsanfalles wurde sie dem Steinhof übergeben. Von dort ist sie vor einigen Tagen durch einen Wachmann an die Stadtgrenze zwischen Zentralfriedhof und Schwechat gebracht worden. Dort hat sie der Wachmann stehen gelassen und das Mädel ist selbstverständlich wieder in die Stadt zurück. Am nächsten Tage saß sie schon wieder im Arrest, aus dem sie jetzt wieder wegen verbotener Rückkehr vor den Richter geführt wird.

Richter: Warum sind Sie zurückgekommen? — Leopoldine: Was soll ich beim Zentralfriedhof anfangen, ich muß doch zurückkommen. — Richter: Nein, das dürfen Sie eben nicht, drei Wochen Arrest! Einverstanden? — Leopoldine: Ja.

Richter: Erledigt. (Zu den Parteien): Bitte wieder vorzutreten!

*

Ein siebzigjähriger Pensionist steht zitternd vor dem ganz jungen Bezirksrichter Langer des Strafbezirksgerichtes Favoriten. Er ist angeklagt, weil er seiner Lebensgefährtin, die aus Wien abgeschafft ist, hie und da Unterschlupf gewährt hat.

Angekl.: Sie hat ja nicht mehr bei mir gewohnt, sie hat im Hotel gewohnt, sie hat mich nur hie und da besucht. Ich hab sie nicht bei mir schlafen lassen, weil ich Angst vor der Anzeige gehabt hab. Was soll ich aber machen, wenn sie um Geld zu mir kommt?

Richter: Dann werfen Sie sie hinaus, wenn sie wieder kommt!

Angekl.: Ich bin bestraft genug, wenn ich auf meine alten Tage allein dastehen muß. Sie ist gekommen, hat sich etwas geholt und ist wieder gegangen. Bitte, bitte, Herr Richter, lassen Sie doch erheben, daß sie im Hotel Zwenz im 2. Bezirk gewohnt hat. — Richter: Das glaub ich nicht, da hätt' die Polizei sie schon geholt.

. . Fünfzehn Schilling Geldstrafe . . »Schmeißen Sie sie das nächste Mal heraus, wenn sie kommt!«

*

Die erste polizeiliche Untersuchung

Die Hausleute zeigen an, »daß sie die Kleine mit einem eingerissenen Ohrläppchen gesehen haben, daß die Kleine fast nie ins Freie kommt und viel allein eingesperrt ist. — — Nachbarleute hören das Kind weinen. Es weist blaue Flecke auf, und die Anzeige wurde erstattet.«

Befund

Mathilde Stodolak, 14. Jänner 1923 geboren, in Wien zuständig, 18., Lacknergasse 25 wohnhaft, die angeblich von ihrem Stiefvater Johann Halaska mißhandelt wurde, zeigt bei der heutigen Untersuchung mehrfache Blutaustritte in die weißen Augenhäute (Sklera) beider Augen, wie solche auch nach heftigem Husten bei Kindern vorkommen können. Am Nasenrücken, nahe der Nasenwurzel, findet sich eine beiläufig schillinggroße, blaugrüne, ältere Blutunterlaufung, die von einem Schlag mit einem harten Gegenstand herrühren, aber auch durch Auffallen auf einen solchen entstanden sein kann. Das Kind ist gut genährt und gut gepflegt. 5. Oktober 1927. Der Polizeiarzt.

Die zweite polizeiliche Untersuchung

3. November 1927. Auf vertrauliche Weise wird mitgeteilt, daß die Tochter des Hausbesorgers Halaska . . von ihrem Stiefvater in arger Weise mißhandelt wird. Im Sommer wurden einige Male Hilferufe vom Kinde vernommen. Es soll fast immer eingesperrt und schon so schwach sein, daß es sich nicht mehr auf den Füßen halten kann.

Befund

Mathilde Skodolak . . zeigt am Gesäß und am unteren Teil der Hüfte mehrere lineare Kratzer, die durch einen Pracker hervorgerufen sein können. Eine Überschreitung des Züchtigungsrechtes ist nicht festzustellen, und es ist entsprechend genährt, unter dem linken Auge ist eine abgeblaßte Rötung, nach Angabe des Kindes von einem Anstoßen am Tisch. Das Kind ist auch rein.

Die dritte polizeiliche Untersuchung

10. Dezember 1927. Auf vertraulichem Wege wird mitgeteilt, daß das Kind des Hausbesorgerpaares H. voll Blut im Gesicht ist, und daß eine Kindesmißhandlung vorliegen dürfte.

Befund

— — zeigt eine ältere blaue Unterlaufung des linken Auges und minimale Kratzeffekte am Nacken und im Gesicht. . . . Die beschriebenen Verletzungsfolgen am Gesicht und Nacken des Mädchens können sowohl von einer Mißhandlung oder, wie die Mutter behauptet, von einem Sturz herrühren. Sie sind als leichte zu qualifizieren.

Die vierte polizeiliche Untersuchung

. . . Das Kind soll seit einigen Monaten körperlich total herabgekommen sein und schlecht aussehen. Man höre das Kind öfter in der Nacht schreien, so daß die Parteien annehmen müssen, das Kind werde geprügelt. Die Parteien bitten die Behörden um ihr Einschreiten.

Befund

»Keine Zeichen einer stattgehabten Mißhandlung. Es ist ein außerordentlich zartes Kind von entsprechendem Ernährungszustand.«

Über den Ernährungszustand des Kindes gibt das letzte Dokument Auskunft, das Gesundheitsblatt des Jugendamtes. Das Kind hatte folgendes Gewicht:

der Gesangverein der Wiener Sicherheitswachebeamten gemütvoll und innig »Stille Nacht« sang. Polizeipräsident Schober richtete nun an die Kinder und an die Erwachsenen eine längere Ansprache. »Das verflossene Jahr hat vielen unter uns bitteres Leid gebracht,« sagte der Präsident. »Vielen, darunter auch mir, große Seelenpein. Gott, der in aller Herzen blickt, weiß, daß wir alle reinen Herzens sind, daß wir auf unsere Treue und Hingabe zurückblicken dürfen. Der Bund, der die Polizei miteinander verknüpft, ist durch dieses Jahr nur noch fester geworden. Treue ist kein leerer Wahn. Wir haben sie dem Staat und uns gegenseitig aufs neue gewährleistet. In der Treue liegt auch das beste Unterpfand für eine schönere Zukunft für Staat und Volk.« In diesem Sinne wünschte der Polizeipräsident allen glückliche Weihnachten. Im Namen der Kinder der Polizisten dankte dann Vizepräsident Doktor Pamer dem Polizeipräsidenten und seiner Gemahlin für die Fürsorge in herzlichsten Worten.

Groß verfügte sofort die Enthaftung. Alexander Weiß legte seine seine Sträflingskleider ab, zog seine eigenen Kleider an und verließ um 1/24 Uhr in Begleitung seines Anwalts . . das Bezirksgericht. Er begab sich mittels Autos in seine Wohnung. Wie verlautet, soll Weiß die Haft ziemlich gut überstanden haben. Sein Aussehen ist, wie berichtet wird, normal, nur die blasse Gesichtsfarbe deutet darauf hin, daß er fast zwei Monate im Gefängnis zugebracht hat. Das Bezirksgericht Margareten ist übrigens eine der modernsten Strafvollzugsanstalten, deren Einzelzellen sogar mit elektrischem Licht versehen sind und mittels Zentralheizung erwärmt werden. Die Verköstigung gilt als ziemlich gut, so daß eigentlich nur der Entzug des Tabakgenusses die Insassen schwer trifft. Weiß wurde während seiner Haft hauptsächlich mit Abschreibearbeiten beschäftigt. . . . Über die weiteren Absichten Alexander Weiß' ist nichts bekannt, er will angeblich die von ihm herausgegebenen Blätter weiterführen.

Am 31. Oktober 1927 16·4 Kilogramm.
Am 21. November 1927 16·9 Kilogramm.
Am 14. Dezember 1927 16·2 Kilogramm.
Am 22. Februar 1928 18 Kilogramm (mit Gips, trägt links Gipsverband).
Am 14. März 1928 16 Kilogramm (Bemerkung des Jugendarztes: Sehr mager, Pflegezustand Nr. 3).
24. April 1928: Mathilde S. tot aufgefunden.

»— — Die es sich leicht machen, weisen auf die Polizei hin. Ja, bei ihr liefen Anzeigen über die Mißhandlungen der kleinen Mathilde ein. Sie tat aber, was sie tun konnte: sie sandte einen Polizeiarzt in die Wohnung, der, zum Unglück für das Kind, gerade an einem Tag kam, an dem es ausnahmsweise keine Prügel erhalten hatte.

Reichspost, 27. April

*

Nebeneinander im Neuen Wiener Journal

(Weihnachten bei der Polizeidirektion.) In Gegenwart des Bundeskanzlers Dr. Seipel, des Vicekanzlers Hartleb und vieler anderer hervorragender Persönlichkeiten wurde gestern nachmittag vom Polizeipräsidenten Bundeskanzler a. D. Schober und seiner Gemahlin die Weihnachtsbeteilung an die erste Hälfte der rund tausend Kinder vorgenmomen, die sämtlichen Kategorien der Polizeibeamten entnommen sind. Ein mächtiger Christbaum erhob sich im Festsaal der Schwarzenberg-Kaserne. Eröffnet wurde die Feier mit der Ouvertüre zur Oper »Oberon«, die das Orchester der Sicherheitswache vortrug. Dann sprachen zwei Kinder poetische Weihnachtsgrüße, worauf

(Die Begnadigung des Alexander Weiß.) Im Präsidium des Landesgerichtes langte gestern der Gnadenakt des Bundespräsidenten ein, womit dreißig Sträflingen, darunter dem Alexander Weiß, der Rest der Freiheitsstrafe nachgelassen wird.... Die Begnadigten wurden gestern nachmittag aus der Haft entlassen. Die Begnadigung des Alexander Weiß ist bereits im Laufe des Mittwochs erfolgt. Im Gefangenhaus des Bezirksgerichtes Margareten, wo Weiß seine Strafe verbüßte, traf die Nachricht von seiner Begnadigung gestern nachmittags um 3 Uhr auf telephonischem Wege ein. Der Leiter der dort untergebrachten Abteilung des Landesgerichtes Oberkommissär

Ein siebzigjähriger Pensionist steht zitternd vor dem ganz jungen Bezirksrichter Langer des Strafbezirksgerichtes Favoriten. Er ist angeklagt, weil er seiner Lebensgefährtin, die aus Wien abgeschafft ist, hie und da Unterschlupf gewährt hat.

Angekl.: Sie hat ja nicht mehr bei mir gewohnt, sie hat im Hotel gewohnt, sie hat mich nur hie und da besucht. Ich hab sie nicht bei mir schlafen lassen, weil ich Angst vor der Anzeige gehabt hab. Was soll ich aber machen, wenn sie um Geld zu mir kommt?

Richter: Dann werfen Sie sie hinaus, wenn sie wieder kommt!

Angekl.: Ich bin bestraft genug, wenn ich auf meine alten Tage allein dastehen muß. Sie ist gekommen, hat sich etwas geholt und ist wieder gegangen. Bitte, bitte, Herr Richter, lassen Sie doch erheben, daß sie im Hotel Zwenz im 2. Bezirk gewohnt hat. — Richter: Das glaub ich nicht, da hätt' die Polizei sie schon geholt.

. . Fünfzehn Schilling Geldstrafe . . »Schmeißen Sie sie das nächste Mal heraus, wenn sie kommt!«

*

Die erste polizeiliche Untersuchung.

Die Hausleute zeigen an, »daß sie die Kleine mit einem eingerissenen Ohrläppchen gesehen haben, daß die Kleine fast nie ins Freie kommt und viel allein eingesperrt ist. — — Nachbarleute hören das Kind weinen. Es weist blaue Flecken auf, und die Anzeige wurde erstattet.«

Befund.

Mathilde Stodolak, 14. Jänner 1923 geboren, in Wien zuständig, 18., Lacknergasse 25 wohnhaft, die angeblich von ihrem Stiefvater Johann Halaska mißhandelt wurde, zeigt bei der heutigen Untersuchung mehrfache Blutaustritte in die weißen Augenhäute (Sklera) beider Augen, wie solche auch nach heftigem Husten bei Kindern vorkommen können. Am Nasenrücken, nahe der Nasenwurzel, findet sich eine beiläufig schillinggroße, blaugrüne, ältere Blutunterlaufung, die von einem Schlag mit einem harten Gegenstand herrühren, aber auch durch Auffallen auf einen solchen entstanden sein kann. Das Kind ist gut genährt und gut gepflegt. 5. Oktober 1927. Der Polizeiarzt.

Die zweite polizeiliche Untersuchung.

3. November 1927. Auf vertrauliche Weise wird mitgeteilt, daß die Tochter des Hausbesorgers Halaska . . von ihrem Stiefvater in arger Weise mißhandelt wird. Im Sommer wurden einige Male Hilferufe vom Kinde vernommen. Es soll fast immer eingesperrt und schon so schwach sein, daß es sich nicht mehr auf den Füßen halten kann.

Befund ~~und Gutachten~~

Mathilde Skodolak . . zeigt am Gesäß und am unteren Teil der Hüfte mehrere lineare Kratzer, die durch einen Pracker hervorgerufen sein können. Eine Überschreitung des Züchtigungsrechtes ist nicht festzustellen, und es ist entsprechend genährt, unter dem linken Auge ist eine abgeblaßte Rötung, nach Angabe des Kindes von einem Anstoßen am Tisch. Das Kind ist auch rein.

~~Dr. Knaffl, Polizeisanitätsrat.~~

Die dritte polizeiliche Untersuchung.

10. Dezember 1927. Auf vertraulichem Wege wird mitgeteilt, daß das Kind des Hausbesorgerpaares H. voll Blut im Gesicht ist, und daß eine Kindesmißhandlung vorliegen dürfte.

Befund.

— — zeigt eine ältere blaue Unterlaufung des linken Auges und minimale Kratzeffekte am Nacken und im Gesicht. . . Die beschriebenen Verletzungsfolgen am Gesicht und Nacken des Mädchens können sowohl von einer Mißhandlung oder, wie die Mutter behauptet, von einem Sturz herrühren. Sie sind als leichte zu qualifizieren.

Die vierte polizeiliche Untersuchung.

Das Kind soll seit einigen Monaten körperlich total herabgekommen sein und schlecht aussehen. Man höre das Kind öfter in der Nacht schreien, so daß die Parteien annehmen müssen, das Kind werde geprügelt. Die Parteien bitten die Behörden um ihr Einschreiten.

Befund.

Keine Zeichen einer stattgehabten Mißhandlung. Es ist ein außerordentlich zartes Kind von entsprechendem Ernährungszustand.

Über den Ernährungszustand des Kindes gibt das letzte Dokument Auskunft, das Gesundheitsblatt des Jugendamtes. Das Kind hatte folgendes Gewicht:

Am 31. Oktober 1927 16·4 Kilogramm.
Am 21. November 1927 16·9 Kilogramm.
Am 14. Dezember 1927 16·2 Kilogramm.
Am 22. Februar 1928 18 Kilogramm (mit Gips, trägt links Gipsverband).
Am 14. März 1928 16 Kilogramm (Bemerkung des Jugendarztes: Sehr mager, Pflegezustand Nr. 3).
24. April 1928/Mathilde S. tot aufgefunden.

— — Die es sich leicht machen, weisen auf die Polizei hin. Ja, bei ihr liefen Anzeigen über die Mißhandlungen der kleinen Mathilde ein. Sie tat aber, was sie tun konnte: sie sandte einen Polizeiarzt in die Wohnung, der, zum Unglück für das Kind, gerade an einem Tag kam, an dem es ausnahmsweise keine Prügel erhalten hatte.

‚Reichspost', 27. April